Rapped Supplies

Zeitschrift der Initiative Minderheiten



Niemand konnte uns die Jugend nehmen

25 Jahre Bosnienkries Erimerungen an Flucht als Kind

Sie haben Fragen ...

- an den Bundeskanzler,
 an den Bundesminister für Kunst und Kultur, Verfassung und Medien,
 an die Staatssekretärin für Diversität, Öffentlichen Dienst und Digitalisierung
- zu aktuellen Themen der Regierungspolitik
- zur Europäischen Union
- zur öffentlichen Verwaltung in Österreich
- zum politischen System in Österreich
- zu persönlichen Anliegen
- zu E-Government
- zu Handy-Signatur und Bürgerkarte

Bürgerinnen- und Bürgerservice – Service- und Europatelefon

Servicezeiten: Montag bis Freitag, 8 bis 16 Uhr (werktags)



0800 222 666 (gebührenfrei aus ganz Österreich)



service@bka.gv.at



Bürgerinnen- und Bürgerservice Postanschrift: Bundeskanzleramt Ballhausplatz 1, 1010 Wien



+ +43 1 531 15-204274

Beim Team des Service- und Europatelefons des Bundeskanzleramtes ist Ihr Anliegen in den besten Händen. Sie bekommen umfassende und kompetente Beratung und Information.





Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin:

Bürgerinitiative Demokratisch Leben,

Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck

Tel.: +43 512 58 67 83

Herausgeberin und Redaktion: Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien, Tel.: +43 1 966 90 01 | office@initiative. minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: Gamze Ongan

Redaktionelle Mitarbeit: Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Jessica Beer, Cornelia Kogoj, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig Kolumnen: Hakan Gürses, Erwin Riess, Vida Bakondy Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: fazzDesign (Fatih Aydogdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: Nikolaus Stenitzer | www.zeichenweise.com Herstellung (Repro & Druck):



Donau Forum Druck Ges.m.b.H., Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | office@dfd.co.at

Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck | Ver-

lagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: Ebru Uzun | office@initiative.minderheiten.at
Aboservice: Ebru Uzun | abo@initiative.minderheiten.at

(für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: EUR 5,50

Web: www.initiative.minderheiten.at

www.zeitschrift-stimme.at

www.facebook.com/zeitschriftstimme

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

04 Aushang
Kurzmeldungen

05 Editorial
Gamze Ongan

06 Stimmlage | Empörung und Lebensgestaltung Hakan Gürses

08–10 Die Aufürbeitung beginnt im Wohnzimmer Adisa Beganović

11–13 Bosnischsyrische Geschichten
Selma Mujić & junge Lernende im LEFÖ-Lernzentrum

14–15 Der doppelte Arnautović Mislav Plavsa

16–19 Geografien einer Jugend Amila Širbegović

20–21 Mansur und sein Koffer Siniša Puktalović

Wir ziehen an einem Strang, wir machen das!
Heide-Marie Fenzl, Leiterin der "Bosnier-Aktion | 1992–1998"
im Stimme-Gespräch | Vida Bakondy

26 | Groll | Eine Havarie an der Donau, eine Ermahnung aus Rom und ein Satz Fidel Castros | Erwin Riess

27 Auszeichnung für dezentrale Kulturarbeit Preis der freien Szene Wiens 2017

28–29 Nachlese | Urban Exploring – Hobby oder Hausfriedensbruch? Claudia Schweiger

30–31 | Spurensicherung | Die Erinnernde Vida Bakondy

32–33 Lektüre
Rezensionen

Offenlegung gemäß \$25 Mediengesetz: STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihren Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.

Forum Migration im Museum



as Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum verwandelt sich in diesem Winter in einen offenen Begegnungsraum mit Veranstaltungen rund um das Thema Migration: Kabarett, Klassische Musik, Rap, Workshops, Poetry Slam, Mode u. v. m. bilden das Programm mit regionaler und internationaler Besetzung. Mit diesem Projekt präsentiert sich das Museum als lebendiger Treffpunkt zur Diskussion gesellschaftspolitisch relevanter Themen.

Das Forum Migration steht für einen durchlässigen Übergang zwischen Museum und öffentlichem Raum, denn das Museum öffnet sich (wörtlich) zur Straße.

Das Forum ist der letzte Teil einer Migrations-Trilogie, die 2016 im Tiroler Volkskunstmuseum begonnen wurde. Das Programm wurde in Kooperation mit ZeMit - dem Zentrum für Migrant-Innen in Tirol und der Abteilung Gesellschaft und Arbeit - Integration des Landes Tirol konzipiert und wird gemeinsam mit Partnern und lokalen Kulturorganisationen gestaltet.

VERANSTALTUNGSTIPPS: 19.1.2018 | 18 Uhr Flucht: damals und heute Offenes Forum & Café Tiroler Landesmuseen, ZeMiT, Tiroler Integrationsforum und Initiative Minderheiten Tirol

4.2.2018 Langer Tag des Films Widerklang der Seele Dokumentation 2017, Regie: Kibidoué Eric Bayala 17.2.2018 | 18.30 Uhr

Wie Migration die Politik verändert

Podiumsdiskussion Tiroler Landesmuseen, ZeMiT. Tiroler Integrationsforum und Initiative Minderheiten Tirol

Forum Migration

18. 1. - 18. 2. 2018 Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Eintritt frei

Detailliertes Programm: www.tiroler-landesmuseen.at

Friedmann-Preis für Queer Base



er Dr.-Alexander-Friedmann-Preis 2017 ging an Queer Base - Welcome und Support für LGBTIQ-Refugees.

Der Preis ist dem Andenken von Dr Alexander Friedmann und seiner Arbeit gewidmet und wird durch das Psychosoziale Zentrum ESRA an Personen, Projekte oder Organisationen verliehen, die sich in besonderem Maße für traumatisierte Menschen - Verfolgte, Flüchtlinge, Angehörige von Minderheiten oder Migrant_innen - engagieren.

Queer Base unterstützt Menschen, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und ihrer Geschlechtsidentität im Herkunftsland verfolgt werden

und deshalb fliehen mussten. Lesben, Schwule, Bisexuelle, Trans- und Interpersonen sowie Queers werden immer noch in über 70 Ländern der Welt kriminalisiert und von körperlicher, psychischer und sexualisierter Gewalt bedroht.

Queer Base berät und begleitet die Geflüchteten bei ihren Asylverfahren, organisiert spezifische Unterkünfte und bietet u.a. auch Fortbildungen für Beschäftigte im Asylbereich. Wir gratulieren!

www.queerbase.at www.friedmann-preis.org www.esra.at

Kinopremiere: Widerklang der Seele

er neue Film des Tiroler Filmemachers Kibidoué Eric Bayala über Tiroler Welt-Musiker hatte im November in Innsbruck Premiere. Bayala portraitiert darin elf Ensembles aus der migrantischen Musikszene Tirols. Die Dokumentation zeigt die musikalische Vielfalt des Landes und betont die politische Botschaft der Musiker_innen und ihre Einladung, mit Musik kulturelle Hindernisse zu überschreiten.

"Es war mir wichtig nachzuspüren, wie die Musiker leben, welche Werte sie vertreten und wie es ihnen im Zwischenraum der Kulturen geht." sagt Bayala, der sich eineinhalb Jahre lang auf die Suche nach der Musik der Minderheiten in Tirol gemacht hat.

Zwischen Reggae, klassischen Gitarrenklängen, Latinomusik, kurdischem

Flamenco, spirituellen Liedern, "Gypsy"-Roma Musik und Hip-Hop werden Fragen nach den Lebensbedingungen und Wertesystemen behandelt, in denen Weltmusik entsteht. Inwiefern bleibt Musik einer Kultur verhaftet, inwiefern kann sie kulturübergreifend wirken? Die Initiative Minderheiten Tirol startete schon 2015 das Projekt "Musiker_innen aus aller Welt in Tirol" und steht seither in regem Austausch mit Kibidoué Eric Bavala.

Auf der Webseite der Initiative - www. minorities.at - werden über 20 Musikgruppen vorgestellt.

Nächste Vorführung: 4.2.2018 Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Eintritt frei.



<u>]</u>

er Zerfall Jugoslawiens hat in den 1990er Jahren Hunderttausende Menschen zur Flucht gezwungen. Mit rund 115.000 Geflüchteten aus Kroatien, Bosnien-Herzegowina und dem Kosovo war das Nachbarland Österreich – und hier insbesondere Wien – ein sehr wichtiger Fluchtpunkt, auch weil viele Flüchtende hier Angehörige hatten.

Mit dem Beginn des serbisch-kroatischen Kriegs im Jahr 1991 kamen nach Angaben des UNHCR etwa 13.000 Personen aus Kroatien nach Österreich. Im April 1992 entflammte der Bürgerkrieg in Bosnien-Herzegowina. Zwischen 1992 und 1995 wurden 90.000 Flüchtlinge aus Bosnien aufgenommen, alleine 80.000 davon bis Frühherbst 1992. Sie erhielten im Rahmen der so genannten De-Facto-Aktion vorübergehenden Schutz. Die letzte Flüchtlingswelle aus dem Raum Ex-Jugoslawiens fiel in die Zeit des Kosovo-Konfliktes 1998/99. Etwa 12.000 Kosovo-Albaner_innen flohen nach Österreich. Die Mehrheit der Flüchtlinge aus Kroatien und dem Kosovo kehrte zurück oder zog in andere Länder weiter. Zwei Drittel der Bosnienflüchtlinge (ca. 60.000) blieben dauerhaft in Österreich. Durch die schrittweise Integration in den Arbeitsmarkt konnten zahlreiche von ihnen den befristeten Aufenthaltsstatus in einen dauerhaften umwandeln. Viele wurden österreichische Staatsbürger_innen.

25 Jahre nach Kriegsbeginn in Bosnien widmen wir die **Stimme** den Erinnerungen und Erfahrungen jener Menschen, die in der ersten Hälfte der 1990er Jahre als Kinder oder Jugendliche in Österreich Zuflucht suchten. Für sie wurde dieses Land zu einem neuen Zuhause. Ihre weitere Geschichte wurde bis dato kaum erzählt.

Adisa Beganović war neun Jahre alt, als sie 1995 mit Mutter und Schwester aus dem Nordwesten Bosniens nach Wien flüchten musste. Die junge Journalistin porträtierte Jahre später Vertriebene aus Bosnien-Herzegowina für ihr Buch Über/Leben im Krieg und begann sich gleichzeitig mit der eigenen Fluchtgeschichte auseinanderzusetzen.

Selma Mujićs Urgroßvater besuchte in Wien die HAK und kämpfte in der k. u. k. Armee. Ihr eigener Weg von Sarajevo nach Wien führte sie 1993 als Achtjährige über Zagreb und Istanbul. Die Sozialanthropologin und Sprachtrainerin

verfasste für die **Stimme** gemeinsam mit jungen Geflüchteten aus Syrien Geschichten über Flucht und Ankommen.

Mislav Plavsa, geboren 1985 in Zagreb, ist seit seinem sechsten Lebensjahr Wiener. Der Historiker und Ethnologe argumentiert am Beispiel der österreichischen Fußballhelden Marco Arnautović und Ivica Vastić gegen starre nationale Identitätsmuster und für die Anerkennung multipler Identitäten – nicht nur im Fußball.

Eine blaue Schuhschachtel begleitet die Architektin **Amila Širbegović** seit einem Vierteljahrhundert bei jedem Umzug. Sie kam 1992 mit 14 Jahren aus Brčko im Norden Bosnien-Herzegowinas – vermeintlich vorübergehend – zu ihrem Vater nach Wien. Širbegović bewahrt in der Schachtel Briefe von Freund_innen aus ihrer einstigen Heimatstadt auf, die in die ganze Welt verstreut sind. Eine Fortsetzung ihrer Geschichte in der Kolumne **Spurensicherung** aus **Stimme 104**.

Auch der Journalist und Videograph Siniša Puktalović aus Osijek in Kroatien floh im Zuge des Krieges nach Wien. Das war 1991, er war neun Jahre alt. Er erzählt von einer Begegnung mit einer syrischen Flüchtlingsfamilie an der serbisch-ungarischen Grenze im Jahr 2015, die Erinnerungen an seine eigene Flucht hochkommen ließ.

Im Mittelpunkt der dritten und letzten Folge der **Spurensicherung** zur "Jugoslawischen Diaspora im Wien der 1990er Jahre" von **Vida Bakondy** steht ein Brief von *Spomenka* an *Azra*. Zwei Bosnierinnen – aufgrund ihrer Herkunft verschiedenen Kriegsfronten zugeteilt und gewaltsam vertrieben.

Im Jahr 2015 erreichte die nächste große Fluchtbewegung – diesmal vordergründig aus dem Kriegsgebiet Syrien – Österreich. Viele fragten sich, wie das Land in den 1990er Jahren um die 115.000 Menschen aus den jugoslawischen Kriegsgebieten aufnehmen konnte. Wir fragten Heide-Marie Fenzl, Leiterin und Koordinatorin der "Bosnier-Aktion" im Innenministerium zwischen 1992 und 1998, wie das möglich war. Die Ministerialrätin a. D. ist überzeugt: Es war der politische Wille. Fenzl sollte auch unter ÖVP-Innenminister Strasser rasch pensioniert werden.

Wir haben die Autor_innen der Themenstrecke gebeten, uns jeweils ein Bild zur Verfügung zu stellen, das sie mit der eigenen Geschichte verbinden. An dieser Stelle einen herzlichen Dank für diese sehr persönlichen Dokumente, die wir auf den folgenden Seiten abbilden dürfen.

Und nicht zuletzt einen großen Dank an **Vida Bakondy** für ihre konzeptionelle Unterstützung dieser Ausgabe. Ihre Recherchen im Rahmen des Projekts "Fluchtpunkt Wien. Die jugoslawische Diaspora im Wien der 1990er Jahre" für das **Wien Museum** bildeten den Ausgangspunkt für den Themenschwerpunkt.

Erholen Sie sich gut, sammeln Sie viel Kraft – für das Tun für bessere Zeiten. Ein gutes neues Jahr wünscht

Jallie
Bosinien

Bosinien

Gamze Ongan | Chefredakteurin



Empörung und Lebensgestaltung: Begehrte Demokratie und vergessene Politik

wei Handlungsweisen scheinen derzeit die Hauptwege des Widerstands zu bilden: die kollektive Empörung und die *Do it yourself*-Politik in Form individueller Lebensgestaltung.

Kaum ist etwa die Nationalratswahl geschlagen und das Befürchtete eingetreten, empören sich schon die Organisationen des Guten und rufen das "andere Österreich" auf, die Straße in einen Ort der Empörung zu verwandeln. "Nicht mit uns!", "Ohne diese da!", "Es darf nicht!" sind die gängigsten Satzformen, die in der empörten Sprache zu konkreten Parolen verarbeitet werden. Wird ein Gesetz mit mutmaßlich schlimmen Konsequenzen beschlossen (oder ein solches mit erwarteten positiven Konsequenzen nicht beschlossen), sagt oder tut eine Person der Öffentlichkeit etwas "Unhaltbares", geschieht irgendwo auf der Erde etwas Unmenschliches – schon entlädt sich kollektive Empörung reflexartig in Form einer Petition, einer Demonstration, eines Smart Mobs.

Unabhängig von solchem medial gestütztem Aufruhr, am anderen Ende des Handlungsspektrums, manifestiert sich der Do it yourself-Widerstand. Gewissenhaft konsumieren, korrekt sprechen und sich umweltbewusst fortbewegen gehören nicht nur zum guten Ton, sondern auch anscheinend zu den bedeutsamsten Taten, um die Welt "ein Stück weit" zu verändern.[11] Sich vegan ernährende, Rad fahrende, die neuesten Akronyme des korrekten Sprechs benutzende, am besten auch gender-neutral und freilich ethisch clean angezogene Personen haben längst die "politisch Engagierten" abgelöst, die in verrauchten Lokalen Schnitzel verzehrend und in Billigklamotten unbekannter Provenienz schwitzend über die neueste Phase der kapitalistischen Produktionsweise disputiert hatten.

Empörung und Lebensgestaltung als aktueller Widerstand? Das ist nur scheinbar paradox; das Kollektive und das Individuelle bilden hier gar keine Gegensätze. Sie haben sogar viele Gemeinsamkeiten. Ich möchte zwei miteinander verwobene nennen: Vermeidung der Politik und Überhöhung der Demokratie.

Politische Aktivitäten in den persönlich-privaten Modus verlagern und sich durch Unterzeichnen von Petitionen empören haben zunächst eines gemeinsam: Sie beide beruhen auf der Annahme, dass Politik, wie wir sie kannten, nicht mehr funktioniere und nur mehr Korruption und Begünstigung der Fremdinteressen (etwa der Lobbys)

produziere. Politik sei darum als eine Sphäre der Gesellschaft (als Subsystem) zu meiden. Dafür wird ein Demokratieverständnis hochgehalten, das Politik durch ethisch sauberes Handeln ersetzen will.

Unternehmen wir ein Experiment und fragen die "Normalsterblichen" auf der Straße, was sie von der Politik halten. Lüge, Demagogie, Höhepunkt der Heuchelei, Manipulation, leere Versprechen, machtbesessene korrupte Politiker_innen, nur die Eigeninteressen verfolgenden Parteien ... Ich vermute, dass die meisten Antworten um diese und ähnliche Stichworte aufgebaut sein würden.

Fragen wir nun dieselben Leute, wie sie wohl die Demokratie bewerten. Ich wette, dass ihre diesbezüglichen Antworten den ersten diametral entgegengesetzt ausfallen würden. Die Frage hätte dem Interviewten ein Glänzen in die Augen, ein leises Lächeln um die Mundwinkel, einen Anflug des Zukunftsleuchtens auf die Gesichter gezaubert: Demokratie ist ein respektabler und positiver Begriff! Zwar würde jede_r Befragte beteuern, dass diese Ausformung der Demokratie, in der wir leben, in eine große Krise hineinschlittere, dass die Teilhabemöglichkeiten der Durchschnittsbürger_innen allmählich beschnitten würden, dass die einzig effektive Lösung des Problems in einer Demokratisierung von "unten" liege. Eine der wohl meistgehörten Phrasen unserer Zeit lautet: "Das ist nicht die wahre Demokratie!" Indes – ist das nicht der beste Beweis für die weitgehende Popularität und bedingungslose Akzeptanz der Demokratie? Und vor allem: für eine maßlose Überhöhung derselben?

Politik meiden, ja am besten vergessen und Demokratie begehren - wie geht das zusammen; woher rührt dieser Widerspruch? Ist Demokratie nicht doch eine Ausgestaltung des Politischen, ein politisches System, schließlich eine Herrschaftskonzeption, in der die Politik einen Rahmen findet? Zur Erörterung dessen müsste die Stra-Benbefragung fortgesetzt und eine dritte Frage gestellt werden: Was ist denn alles Demokratie?

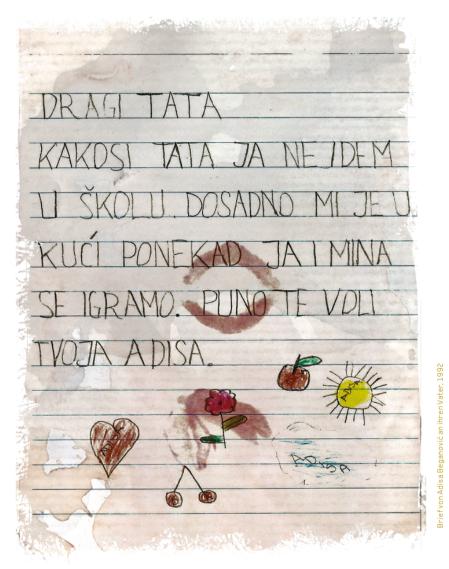
Die nächste Stimmlage wird sich mit den Antworten auf diese Frage und den Gründen für den erwähnten Widerspruch zwischen Politik und Demokratie befassen.

^[1] Diese "Privatisierung des Politischen" habe ich bereits in zwei Kolumnen thematisiert; siehe Stimme Nr. 87 und Nr. 89.



Die Aufarbeitung beginnt im Wohnzimmer

⊣ ür mein Buchprojekt "Über/Leben im Krieg"^[1] habe ich mit Zeitzeugen des Krieges in Bosnien-Herzegowina (1992 bis 1995) gesprochen. Die Auseinandersetzung mit meiner eigenen Fluchterfahrung wurde dadurch unausweichlich.



"Eigentlich habe ich eh nichts Schlimmes erlebt. Ich habe keine toten Menschen gesehen, von meiner Familie wurde niemand umgebracht", begann Senad zu erzählen.

Der junge Mann, der mittlerweile Wien als Hauptwohnsitz hat, erzählte nüchtern von seiner Flucht 1994 aus dem Kriegsgebiet BosnienHerzegowina. Mit 18 Jahren habe er sich entschieden, das Land zu verlassen. Er wollte nicht mehr in einer vom Nationalismus zerfressenen Stadt leben. Zwei Jahre lang wurde Senad von seinen serbischen Mitschülern aufgrund seines Namens physisch und psychisch misshandelt. Als Muslim wurde er aus der Klassengemeinschaft ausgeschlossen.

Seine Familie lebte während des Krieges abgeschottet, nach dem Motto "Schweigen und Dulden".

Beim Erzählen hielt Senad den Blick gerade und wirkte fokussiert, so als ob er eine mathematische Aufgabe lösen würde. Seine Geschichte des Einser-Schülers, der plötzlich zum Einzelgänger wurde, geht unter die



Der Krieg riss Amila Širbegović und ihre Freund_innen gewaltsam auseinander. Eine Schuhschachtel voller Briefe erzählt von ihrer Geschichte.



Haut. Damals sei er alleine nach Österreich geflüchtet, ohne seine Eltern. Ohne Deutschkenntnisse musste sich der junge Mann in einem fremden Land zurechtfinden. Sein einziger Wunsch war, sich weiterzubilden, um Arzt werden zu können.

Senad ist einer von sieben Menschen. die ich in meinem Buch porträtiert habe. Alle Protagonisten wurden aus Bosnien-Herzegowina vertrieben und fanden in Österreich Zuflucht. Ich wollte keine Erklärungen für die dunkelsten Jahre der bosnischen Geschichte liefern, auch keine historische Aufarbeitung. Der Bosnienkrieg zählt ohnehin bereits zu den bestdokumentierten kriegerischen Auseinandersetzungen der jüngsten Geschichte. Vielmehr wollte ich Zeitzeugen zu Wort kommen lassen, die das Grauen des Krieges schildern sollten.

Die meisten Menschen, die unmittelbar vom Krieg betroffen waren, haben sich in Schweigen gehüllt. Heute spricht kaum jemand über das erlebte Leid. Man möchte nicht auffallen, schämt sich für das eigene Schicksal und verdrängt die Erlebnisse. So wie die Mehrheit der damaligen Flüchtlinge haben sich auch die Protagonisten meines Buches Existenzen in Österreich aufgebaut. Zwischen Flüchten und Ankommen blieb keine Zeit für die Aufarbeitung des Geschehenen.

Allein aus Bosnien-Herzegowina flüchteten 90.000 Menschen nach Österreich, die Ressourcen für eine Integration in allen gesellschaftlichen Sphären waren ausgeschöpft. Um den Aufenthalt dauerhaft zu

sichern, mussten sich die Geflüchteten so rasch wie möglich in den Arbeitsmarkt eingliedern. Erkenntnisse, die sich aus den Gesprächen mit Zeitzeugen, aber auch durch persönliche Erfahrungen ergeben haben.

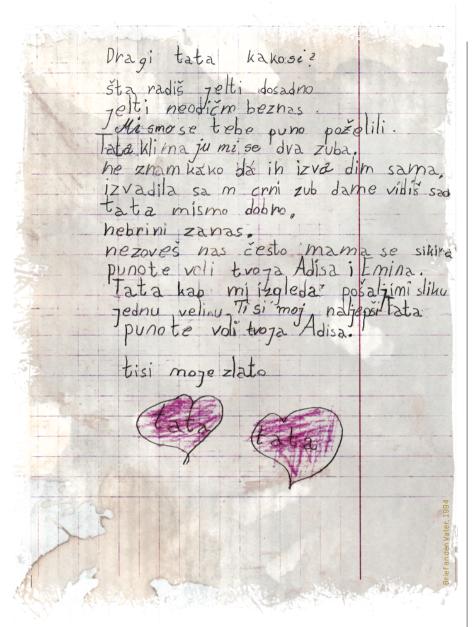
Als im Jahr 2015 die nächste große Flüchtlingsbewegung Österreich erreichte, wurde das Augenmerk erneut auf die Geschichte der damaligen Kriegsflüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina gerichtet. Ein Artikel in der Tageszeitung Der Standard vom Februar 2016 analysiert etwa die Ursachen der erfolgreichen Eingliederung der Bosnien-Flüchtlinge.[2] Die Folgen der Fluchterfahrungen, der traumatischen Ereignisse in der Heimat sowie menschliche und materielle Verluste wurden und werden jedoch außer Acht gelassen. Bis heute wird wenig getan, um die damaligen Flüchtlinge bei der Aufarbeitung ihrer Kriegs- und Fluchterfahrungen zu unterstützen. Keiner meiner Gesprächspartner hat eine psychologische Betreuung in Anspruch genommen oder sich einer Therapie unterzogen. Um genauere Schlüsse ziehen zu können, wie es den bosnischen Flüchtlingen in den 1990er Jahren tatsächlich ergangen ist, bedarf es einer groß angelegten Forschungsarbeit.

In den sieben Interviews, die ich mit Zeitzeugen geführt habe, zeichneten sich Parallelen ab. Zumeist haben die Gespräche damit angefangen, dass die Erzähler ihre Kriegs- und Fluchterfahrungen "kleingeredet" haben. Erst im Laufe der Interviews wurde ihnen bewusst, dass gewisse Erfah-

rungen noch nicht verarbeitet worden waren. Die Gespräche mussten immer wieder unterbrochen werden. damit sich die Interviewpersonen fangen konnten. Insbesondere haftete die Geschichte der jungen Wienerin Melisa an mir, deren Vater in Bosnien-Herzegowina zurückbleiben musste. Sie floh gemeinsam mit ihrer Mutter, ihren Geschwistern und ihrer Tante nach Österreich. Jahrelang sahen sie den Vater nicht. Zwar fingen sie in Wien ein halbwegs normales Leben an, doch die Sorge um den Vater machte den Krieg in ihrem Wiener Wohnzimmer zum ständigen Begleiter. Die Kinder gingen zur Schule, lernten Deutsch und fanden Freunde. Als der Vater nach Kriegsende in Wien ankam, war er für die eigenen Kinder zum Fremden geworden. "Wir hatten unseren Vater wieder, aber er war anders", erzählte die junge Frau.

Auch ich habe eine Fluchtgeschichte. Im Jahr 1995 haben meine Mutter, meine ältere Schwester und ich Bosnien-Herzegowina verlassen. Damals war ich neun Jahre alt. Den Krieg und die Flucht habe ich noch sehr gut in Erinnerung. Drei Jahre lang herrschte Ausnahmezustand zu Hause. Ferngeschaut wurde selten, den Kühlschrank haben wir kaum genutzt, die Schule habe ich nur ab und an besucht. Aus der Sicht eines Kindes hatte der Krieg etwas Spannendes an sich. Er war präsenter und greifbarer als mein Vater, der 1990 zum Broterwerb nach Österreich gegangen war. Die Familien lebten zusammengepfercht in den Wohnungen. Cousinen und Cousins, die ich zuvor nicht gekannt hatte, lebten plötzlich bei uns. Als Kind hatte ich dadurch oft jemanden zum Spielen und fühlte mich im Haus voller Menschen geborgen.

 $^{^{}m III}$ Adisa Begić: Über/Leben im Krieg. Berichte und Erlebnisse aus dem Krieg gegen Bosnien und Herzegowina. Al Hamra Buchhandel & Verlag 2016.



Wenn ich mit meiner Familie über den Krieg sprach, dann nur über die wenigen glücklichen Momente, die wir damals erlebt hatten. Er schien wie eine dunkle Wolke über uns zu hängen, ein ungebetener Gast, den man dulden musste. In Österreich angekommen, verdrängten auch wir, wie so viele andere, die schlimmen Erlebnisse.

Die intensive Arbeit am Buch hat mich jedoch dazu bewegt, mich auch mit meiner eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. 22 Jahre lang haben meine Familie und ich es geschafft, nicht über dieses unangenehme Thema zu sprechen. Ich wollte keine Wunden

aufreißen und schon gar nicht meine Mutter traurig stimmen. Um die Geschichten meiner Interviewpartner nachvollziehen zu können, musste ich jedoch das Gespräch mit meiner Mutter suchen. Da sie während des Krieges mit uns Kindern alleine war, fielen eine große Verantwortung und eine große Last auf sie. Sie musste lernen, aus wenigen Lebensmitteln Essen zuzubereiten, die Wäsche ohne Waschmaschine und Waschmittel sauber zu bekommen und uns Schulhefte und Bleistifte zu besorgen. Kein Strom, kein Wasser, magere Mahlzeiten und ein Leben in permanenter Angst. So ungefähr erlebte meine Mutter die damalige Situation. Ihre

Sorgen, uns Kindern könnte etwas zustoßen, übertrug sie auf uns. So kam es vor, dass wir tagelang das Haus nicht verlassen durften, weil irgendwo Schüsse oder Granaten zu hören waren. Meine Mutter erzählte mir von den langen Wintern, die wir im kalten Haus verbrachten, da wir meistens kein Brennholz und keinen Strom hatten. Mit dem Einbruch der Dämmerung, die bereits gegen vier Uhr nachmittags ansetzte, war die Spielzeit vorbei. Dann hieß es für uns Kinder im Dunklen sitzen, im Haus Verstecken spielen oder uns still beschäftigen, um die ohnehin von Sorgen geplagten Erwachsenen nicht zu stören. Meine Mutter hob die Briefe, die wir unserem Vater geschrieben haben, auf. Sie sind für mich Zeitdokumente, die mich daran erinnern, dass ich Armut, Hunger und Gefahr ausgesetzt war. Lese ich heute diese Briefe, so stehen zwischen den Zeilen die Antworten, die mir damals niemand geben konnte. Warum gehe ich nicht mehr in die Schule? Warum darf ich nicht hinausgehen zum Spielen? Warum musste meine beste Freundin wegziehen?

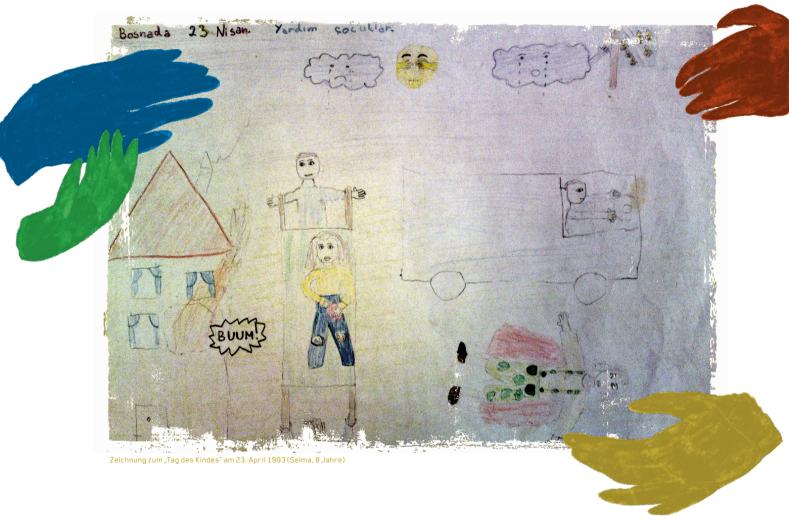
Um sich in die Lage von geflüchteten Menschen hineinzuversetzen, bedarf es einer Sensibilisierung der Gesellschaft. Kein Schutzsuchender verlässt freiwillig seine Heimat und begibt sich in eine ungewisse Zukunft. Die ehemaligen Flüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina leben, studieren und arbeiten in Österreich. Sie sind Kollegen, Freunde und Mitarbeiter, doch die wenigsten erzählen über ihre Flucht nach Österreich. Wird über die schweren Schicksale der Flüchtlinge aus den 1990er Jahren geschwiegen, läuft man Gefahr, dass Hass und Hetze gegen bestimmte Bevölkerungsgruppen betrieben werden. Denn wer Hetzparolen gezielt einsetzt, ist an keinem friedlichen Zusammenleben interessiert. Das wissen die ehemaligen Flüchtlinge aus Bosnien-Herzegowina.

Adisa Beganović hat Publizistik und Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien studiert. Sie arbeitet als freie Journalistin und schreibt u. a. für die Wiener Zeitung, den Kurier und das Ethno-Magazin Kosmo.

^[2] Warum die Integration von Bosnien-Flüchtlingen klappte. Von Andras Szigetvari. In: Der Standard,

Bosnischsyrische Geschichten

Lulin und Dado aus Dar'ā, Tawlib und Styphany aus Damaskus, Kadar und Jiji aus Aleppo (alle in der 6. Klasse AHS) und Hayat aus Hasakeh (im Jugendcollege) kamen im Wintersemester 2016 ins LEFÖ-Lernzentrum, wo sie auf ihre Kursleiterin Selma – aus Sarajevo – trafen. Gemeinsam verfassten sie die bosnisch-syrischen Geschichten.



Wenn der Weg nicht das Ziel ist

Selma: Zweiter Fluchtversuch. Meine Mama, mein Bruder, meine Tante und ich – eingetragen in ihrem Pass, in der Hoffnung, dass die Flucht als "Mutter" weniger riskant sein würde. Bereits in Ilidža hatte der Bus die erste Panne. Später wurden wir von serbischen Truppen

aufgehalten und einige Stunden an der Weiterfahrt gehindert. Stimmung: angespannt. Als in den Bus Četniks stiegen – einer davon ein ehemaliger Arbeitskollege meiner Tante – meinte meine Mutter zu mir, ich solle ruhig bleiben und ja nicht aufmucken. Zwei junge Männer wurden aus dem Bus geholt. In den Nachrichten wurde berichtet, alle Buspassagiere wären ermordet

worden. Weit kamen wir nicht: ein paar Tage in Kiseljak. Dann Bus Richtung Zagreb. Am frühen Abend bei Schüttregen in einem Waldgebiet in Grude vor der kroatischen Grenze mussten wir aussteigen, weiterfahren durften nur jene mit einem "Garantiebrief" aus Kroatien. Anstatt wie die anderen Passagiere in eine Schule im Wald gebracht zu werden, bestanden meine Mutter



und meine Tante darauf, mit zur Polizeistation zu gehen, um Angehörige in Zagreb zu kontaktieren. Ein Soldat meinte, er würde uns an Ort und Stelle abschlachten, würde ihm der Kommandant den Befehl dazu geben. Stattdessen trugen der Kommandant und sein sich mittlerweile beruhigt habender Helfer unsere Koffer zu einer von ihren Soldaten bewohnten Unterkunft und luden uns anschließend auf einen Kaffee ein. Meine Mutter und meine Tante schliefen in dieser Nacht nicht. Zwei, drei Monate Zagreb, kein Schulzugang. Dann etwa ein halbes Jahr Istanbul: in Schuluniformen jeden Morgen Bundeshymne im Schulhof, wohnen zuerst bei meiner Tante, dann in einem Container im Flüchtlingslager.

Tulin: Meine Familie und ich fuhren mit dem Schlauchboot von Izmir zu einer griechischen Insel. Das Schlauchboot ging kaputt - es hatte ein Loch und der Motor war defekt. Wasser floss hinein. Trotzdem schafften wir es nach Griechenland. Drei Autos kamen und darin Griechen, die uns Wasser, Decken, Hauben und Kleidung brachten. Dann fuhren wir mit einem großen Bus voller Menschen. Wir waren auf der Straße, und es war kalt. Um unser erstes Weiterreisepapier und unseren ersten Stempel zu bekommen, mussten wir zwei Tage warten - von fünf Uhr in der Früh bis spät abends. Wir verbrachten zwei Tage im Zelt. Nachdem wir das Papier bekommen hatten, fuhren wir mit dem Bus zum Schiff.

Wir warteten auf den Dampfer und dann stiegen wir ein. Wir fuhren neun Stunden bis Athen.

Dado: Ich fuhr mit meiner Familie mit dem Boot von Izmir zu einer griechischen Insel. Das Boot hatte ein Loch und wir hatten nur noch wenig Benzin. Unser Boot war sehr schwer. Wir waren 60 Personen, 25 Kinder und 35 Männer und Frauen. Das Boot blieb stehen und Wasser drang ein. Wir blieben vier Stunden so im Meer, bis uns ein griechisches Schiff rettete. Wegen der Kälte hatte ich Krämpfe; meine Mutter weinte, weil meine Schwester und ich müde waren und uns kalt war. Dann wurden wir auf eine griechische Insel gebracht, von der aus wir mit dem Schiff auf eine andere Insel fuhren, wo wir zwei Tage im Zelt blieben. Danach fuhren wir mit dem Dampfer nach Athen. Hier bekamen wir Weiterreisepapiere. Danach fuhren wir mit dem Bus nach Mazedonien, wo wir auch das Papier zum Weiterreisen nahmen. Wir gingen zu Fuß über die Grenze und fuhren dann mit dem Zug nach Serbien. Im Zug begann ein Mann zu singen und legte dabei seinen Kopf auf meine Schulter. Ich schlug ihn mit der Faust und er fiel zu Boden.

Wiener Schule & "Layaly al-ons fi Vienna" [1]

Selma: Mein Urgroßvater besuchte in Wien die HAK und kämpfte in der k. u. k. Armee; meine Großeltern waren als Touristen in Wien, eben-

so meine Eltern und meine Tante. Äußerst kultiviertes Verhalten wurde bei uns als "Wiener Schule" bezeichnet.

Wien - Schlafen auf Moscheeböden - tage- und jeweils stundenlanges Sitzen und Warten auf der MA 62 in Erdberg, um den Flüchtlingsstatus zu bekommen. Zwei Jahre beim Kuno, der uns bei sich aufnahm - Schule, Deutsch, Briefe nach Hause, Sorgen, Mama und Tante gehen putzen. Zwei Jahre Integrationshaus: Sanitäranlagen mit anderen Menschen teilen, abends auf von Supermärkten gespendetes übriggebliebenes Gebäck warten. Vom Integrationshaus in die Sargfabrik, den Verein für integrative Lebensgestaltung: endlich wieder "normales" Wohnen inkl. Miete zahlen und eigenes Bad und Klo - um unsere Visa verlängern zu können, zittert die Mama um ihren Job; für uns galt: jugendlicher Leichtsinn verboten.

Zunächst wollten sie mich nicht in der Schule aufnehmen, weil ich kein Deutsch sprach – dass ich neben BKS Türkisch und Englisch sprach war egal. Dann klappte es doch, und nach ca. zwei Monaten durfte ich mein erstes Diktat mitschreiben. Ich hatte 21 Fehler. Die Lehrerinnen lobten mich vor der ganzen Klasse, ich bekam Applaus und zur Belohnung mehrere Pickerl ins Heft. Ich fühlte mich so erniedrigt. Beim nächsten Diktat waren es noch sieben Fehler - die Menge jubelte erneut, wenn auch nicht mehr so euphorisch. Dann machte ich keine Fehler mehr.

^{[2] &}quot;Frohe Nächte in Wien", Lied von Āmāl al-Atraš (1917–1944), Bühnenname Asmahan, syrischdrusische Sängerin und Schauspielerin.



Post von Spomenka: Wie Azra Merdzan zu ihren persönlichen Dokumenten kam, die sie auf der Flucht zurücklassen musste. In der Spurensicherung von Vida Bakondy.



Tawlib: Alle hatten gesagt, dass es in Wien wie in einem Paradies aussah, doch als ich herkam, war es ganz anders. Es war sehr kalt, es regnete und schneite. Und die Menschen waren auch anders, sie waren sehr rassistisch.

Ich habe ein Jahr auf einen Schulplatz gewartet. In Syrien wäre ich jetzt in der Maturaklasse, und hier wiederhole ich gerade die 6. Klasse; und es ist sehr schwer. Mein normaler Tag sieht so aus: Ich habe von 8 bis 14 Uhr Schule. Danach gehe im Park nochmal durch, was ich in der Schule gelernt habe. Dann habe ich von 16 bis 19 Uhr Deutschkurs. Ich gehe nach Hause, wo ich um 20:30 Uhr ankomme. Dann mache ich eine halbe Stunde Pause. Danach, also um 21 Uhr gehe ich zu meiner Englischlehrerin – bis Mitternacht, dann zurück nach Hause und für den nächsten Tag weiterlernen. Die Prüfungen werden trotzdem negativ beurteilt.

Hayat: Anfangs war es sehr schön, aber auch schwierig. Ich kannte mich nicht aus, kannte nicht die Stationen, hatte Angst rauszugehen. Und ich lebte in einem Flüchtlingsheim. Das war nicht schön. Toiletten mussten wir gemeinsam benutzen, das Essen gefiel mir nicht, und es waren viele Leute in einem Raum. Ich konnte nicht gut schlafen und ordentlich duschen. Das war sehr schwierig. Die Leute schauten mich komisch an. Auf Asyl zu warten war nicht gut, weil

ich keine Rechte hatte und gar nichts machen konnte. Ich wollte einen Deutschkurs besuchen und in die Schule gehen, aber das ging nicht ohne Asylbescheid.

Ich kann Kurdisch, Türkisch und Arabisch sprechen, aber das geht nicht in Österreich. Man muss Deutsch sprechen!

Styphany: Meine Mutter hatte immer ein arabisches Lied über Wien gesungen.

Wenn ich sage, dass ich Arabisch und Türkisch spreche, interessiert es niemanden; das braucht niemand; wir brauchen Deutsch, Englisch oder Französisch.

Styphany & Hayat: Und das ist Rassismus!

Kadar: Ich hatte schon früher von Wien gehört. Es hieß, Wien sei die "Braut Europas", und dass Musik zu Wien gehöre, und es da keinen Rassismus gebe. Das hatte ich gehört. Aber in Wirklichkeit gibt es hier Rassismus – zum Beispiel gegen Frauen mit Kopftuch. Und Sexismus gibt es auch.

Kadar & Styphany: Wenn es hier einen Krieg gäbe, und die Menschen zu uns fliehen müssten, hoffen wir, sie würden nicht so viel Rassismus erleben, denn wir wissen, wie sich dieser Schmerz anfühlt.

Jiji: I stayed two years without studying before I came here. I actually [...] didn't see that as a big problem

but it is. [...] I'm here in Wien looking for a better life, better education but I have to work so hard to get that because it's not the place who gets you a better [...]. So I'm studying for 24/7 now. [...] It's my second day at school and I am in such stress. I really like it, it's really awesome to go to school. And people who go to school always don't understand how [...] school makes you feel better about yourself. [...] It does! And when you are not in school, it's... it really hurts [...]. You don't feel as a human being anymore. All you want, all you want to do is go back to school. A student doesn't understand that because they have only 3 months of vacation and they don't have these thoughts about what am I doing in my life and where am I going without an education [...]. They don't know how hard people who don't go to school feel, feel this pain and how much they try to go into a school.



Selma Mujić ist Kurs- und Lehrgangsleiterin bei *LEFÖ - Beratung, Bildung und Begleitung* für Migrantinnen.

^[1] Audioaufnahme Oktober 2016

Der doppelte Arnautović

<u>A</u> m 22. Oktober dieses Jahres wurde in der serbischen Hauptstadt die Belgrader Buchmesse feierlich eröffnet. Allein die Tatsache, dass es sich hierbei um die wichtigste südosteuropäische Buchausstellung handelt, wäre für heimische Medien Anlass genug gewesen, darüber zu berichten - nicht nur aufgrund der geographischen Nähe zur Region, sondern auch wegen der nicht unwesentlichen Zahl an in diesem Land sesshaften MitbürgerInnen mit ex-jugoslawischem Hintergrund.

In den Literaturteilen führender österreichischer Tageszeitungen (mit Ausnahme der Salzburger Nachrichten[1]) sucht man vergeblich nach Beiträgen zur Belgrader Buchmesse - was umso mehr verwundert, wenn man sich die flammende Eröffnungsrede des mehrfach ausgezeichneten Salzburger Schriftstellers Karl-Markus Gauß vor Augen führt. Im Zentrum seiner Rede steht der bekannte Fußballer und Nationalspieler Marko Arnautović, Spross eines serbisch-österreichischen Haushaltes, Hierzulande fiel der Kicker - nebst den seinem unbestrittenem Talent geschuldeten sportlichen Leistungen - eher durch Eskapaden außerhalb des Spielfeldes auf. Gauß jedoch nimmt dessen Lebensgeschichte zum Anlass, um subtil gegen selbsternannte Moralisten und Verfechter exklusiver nationaler Identitätsmuster vorzugehen, die dem Kicker

einerseits vorwerfen, nicht für sein vermeintliches Vaterland zu spielen. andererseits sein erzieltes Tor im vor Kurzem im Wiener Ernst-Happel-Stadion ausgetragenen Länderspiel gegen Serbien nicht gebührend gefeiert zu haben.

GASTARBAJTER

Solche Stimmen erinnern stark an den zweifelhaften Ritterschlag der Kronen Zeitung am kroatisch-stämmigen Ex-Fußballer und nunmehrigen Trainer Ivica Vastić anno 1998, nachdem diesem im WM-Spiel gegen Chile in letzter Minute der Ausgleich gelungen war. "Ivo, jetzt bist du ein richtiger Österreicher!", titelte die auflagenstärkste heimische Tageszeitung damals. [2]

Dabei sind Arnautović und Vastić keine Einzelfälle. Wer wie Arnautović im Heranwachsendenalter den Großteil seiner Freizeit auf den Betonplätzen in unzähligen Wiener Parkanlagen verbracht hat, weiß, dass die Frage nach der Identität ein täglich diskutiertes Thema war dabei hatten es gerade jene aus "Mischehen" (welch verstörender, jedoch weiterverbreiteter Ausdruck) stammenden Kinder am schwierigsten, sich bloß zu einer einzigen Nation zu bekennen, während sich andere, einem vermeintlich natürlichen Gesetz Folge leistend, selbstverständlich als "Kroate", "Serbe" oder "Türke" eigendefinierten.

Jene, die wie Vastić im Erwachsenenalter emigrier-

ten, hatten mit ähnlichen Problemen anderer Prägung zu kämpfen. Hier waren es in der Regel nicht die Parks, die zu Schauplätzen von Alltagsrassismen wurden. Sogenannte "Gastarbeiter", oft als "Tschuschen" verunglimpft, mussten sich auf Baustellen,

in Fabriken oder in der Öffentlichkeit der Frage nach der eigenen Identität stellen. Ein Bekenntnis zu, um den berühmten Politikwissenschaftler Benedict Anderson zu zitieren, "imagined communities" wurde erwartet – imaginierten Gemeinschaften, die alles andere als imaginär waren.

Arnautović war gerade einmal 18 Jahre alt, als der Autor dieser Zeilen an einem lauen Sommernachmittag aus seiner damaligen Meidlinger Wohnung gen Innenstadt pilgerte. Man schrieb den 8. Juni 2008, das Eröffnungsspiel der Fußball-Europameisterschaft lautete Österreich - Kroatien. Das Zitat, welches dem legendären Falco zugeschrieben wird - "Die Sonne scheint, die Austria spielt, was gibt es Schöneres" - wäre wohl angesichts des dargebotenen Schauspiels zutreffend gewesen. Es spielte jedoch weder Austria Wien, noch waren die Fans der österreichischen Nationalmannschaft gehäuft anzutreffen. Der gefühlt gesamte erste Bezirk war in die Farben der rot-weiß karierten kroatischen Dressen getaucht; insofern verwundert der Ausspruch eines illuminierten, am Autor zufällig vorbeigehenden Fans, der Stephansdom würde am folgenden Tag in Zagreb stehen, wenig.[3]

Die positiven Effekte dieser für Wien bis zu jenem Zeitpunkt beispiellosen sportlichen Großveranstaltung waren leicht auszumachen – neben ökonomischen Aspekten wie der Ankurbelung der ohnehin schon hochentwickelten österreichischen und schweizerischen Tourismussektoren sind vor allem die sozialen Kontakte zwischen den jeweiligen Fangruppierungen hervorzuheben, von denen ein Großteil friedlich – oft gemeinsam – bis in die Morgenstunden in unzähligen Wiener Lokalen und Fanmeilen feierte.

Die offensichtlichen Schattenseiten solcher Events sind die oft ausufernden und von nationalistischen Fangesängen und Hasstiraden begleiteten Massenschlägereien, wie am Beispiel des ebenfalls in Wien stattgefundenen EM-Viertelfinalspiels von 2008 zwischen Kroatien und der Türkei erkenntlich. Dabei zeigten sich nicht in erster Linie jene Fans gewaltbereit, die aus den jeweiligen Herkunftsländern angereist waren. Es waren jene aus der "Diaspora", in diesem Fall Wiener Kroaten und Türken, die sich am Stephansplatz, auf der Ottakringer Straße und auf anderen Plätzen Wiens verbale und nonverbale Schlagabtäusche lieferten. Die Randale reihte sich in eine lange Liste an ethnischen Konflikten zwischen Fans der großen Wiener Migrantengruppen – bei nahezu jedem großen Länderspiel mit türkischer, kroatischer, serbischer oder albanischer Beteiligung (um nur einige zu nennen) findet man in den Medien einschlägige Berichterstattungen. Die Protagonisten, die unisono als Hooligans diffamiert und ins rechte Eck gestellt werden, sind oftmals Jugendliche aus dezidiert problematischen sozialen Verhältnissen und Teil jener Gewaltszenerie, die den populärsten Sport des Erdballes seit Langem begleitet.

Ivica Vastić war 21 Jahre alt, als er das von Kriegswirren gebeutelte Kroatien verließ, um sich in Österreich eine neue Existenz aufzubauen - ein Kroatien, in dem gerade zu jener Zeit der Frage nationaler Identität enorme Wichtigkeit zugesprochen wurde. Dabei war es gerade der organisierte Sport, der sich zum wiederholten Male in der Geschichte als Träger starker nationalistischer Kräfte entpuppte. Bei einem der letzten Meisterschaftsspiele eines zerfallenden Staates standen sich Dinamo Zagreb und Roter Stern Belgrad gegenüber.[4] Die nationalistisch motivierten Randale zwischen den Fangruppierungen sollten in den darauffolgenden Jahren auf den Kriegsschauplätzen des nunmehr zerfallenen Jugoslawiens traurige Fortsetzung erfahren. Bis heute liefern sich die Wiener Fans der National- und

Klubmannschaften Ex-Jugoslawiens vehemente Straßenkämpfe – vorwiegend an Spieltagen und zumeist rund um die Ottakringer Straße, wie beim 2013 ausgetragenen Länderspiel zwischen Kroatien und Serbien. [5]

Ein Vierteljahrhundert nach den Jugoslawien-Kriegen und der damit einhergehenden Flüchtlingswelle sind wir neuerlich mit - diesmal vorwiegend aus dem außereuropäischen Raum einsetzenden - Fluchtbewegungen konfrontiert. In Wien äußerten vor vier Jahren Vertreter des rechtsradikalen Fan-Flügels ("Unsterblich Wien") eines großen Wiener Fußballvereines ihren Unmut darüber, indem sie die Räumlichkeiten eines Migrantenvereines verwüsteten.[6] Der Fußballverein, Austria Wien, distanzierte sich von "Unsterblich Wien", wie auch der Großteil der Fans.

Distanzieren sollte sich auch die Gesellschaft, nicht bloß von rechtsextremen Gedankengut. Vielmehr sollten Maßnahmen getroffen werden, damit sich solches erst gar nicht bilden kann. Neben einer schulischen Aufklärung, dass die nationale Zugehörigkeit nicht in der DNA eines Menschen festgeschrieben ist, sollten multiple Identitäten weder als Ausnahmeerscheinung gesehen, noch verurteilt werden. Hier gilt es anzusetzen.

Um mit den Worten des eingangs erwähnten Karl-Markus Gauß zu schließen:

"Was mancher Fußballer, der sich vielleicht nur wenig mit Sprache und Dichtung beschäftigt hat, gleichwohl weiß, daran müssen Sprachpolizisten erst erinnert werden: Dass wir alle nicht von einer einzigen nationalen Kultur oder regionalen Identität alleine geprägt werden; und dass die Sprache im Alltag wie in der Kunst nicht dazu da ist, Gruppen gegeneinander abzugrenzen, sondern dass die Menschen sich verständigen und im Wort des anderen selbst entdecken können."

¹¹¹ https://www.sn.at/kultur/karl-markus-gauss-eroeffnete-die-buchmesse-in-belgrad-19623109 (Stand: 12.11.2017)

http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/sport/fussball/44504_lvo-jetzt-bist-Du-ein-richtiger-Oesterreicher.html (Stand: 12.11.2017)

¹³¹ https://www.youtube.com/watch?v=UWHO2Y7LrtA (Stand: 12.11.2017)

https://www.youtube.com/watch?v=AFGI7m7_SMM (Stand: 12.11.2017)

⁽⁵¹⁾ http://www.vienna.at/ausschreitungen-in-wien-ottakring-fussballfans-gerieten-aneinander/3526655 (Stand: 12.11.2017)

¹⁶ http://diepresse.com/home/panorama/wien/1469373/Wiener-Migrantenverein-ueberfallen_ Hooligans-als-Taeter (Stand: 12.11.2017)

Mislav Plavsa, 1985 in Zagreb geboren, ist seit 1991 Wiener. Er studierte Zeitgeschichte & Medien sowie Osteuropastudien an der Universität Wien. Er ist Tutor an der Uni Wien sowie Mitarbeiter am Franz Vranitzky Chair for European Studies.

Geografien einer Jugend

in Blick in die frühen neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts: eine ganz persönliche Geschichte einer Jugendlichen über Freundschaft, Flucht und Ankom-



Entos: Amila Širbegović

Seitdem ich in Wien lebe, bin ich sechsmal umgezogen. Meine jetzige Wohnung in Favoriten ist mein siebtes Zuhause in dieser Stadt. Eine blaue Adidas-Schachtel hat alle Umzüge in den letzten 25 Jahren überstanden. Für diese gab es immer einen Platz in all den Wohnungen - damals in meiner 27 m² großen Studentenwohnung und heute neben zwei Kindern und dem gesamten Haushalt. In meiner blauen Schachtel hebe ich Briefe meiner Freundinnen und Freunde aus den 1990er Jahren auf.

Einmal habe ich kurz daran gedacht, sie auszutauschen und dem wertvollen Inhalt eine neue Form zu geben. Aber ich konnte es nicht über das Herz bringen, zu sehr habe ich mich an diese Box gewöhnt, lieber überklebe ich die alten Klebestreifen noch einmal.

In meiner blauen Schachtel befinden sich 72 Briefe und einige Postkarten mit Geburtstagsglückwünschen oder Neujahrsgrüßen (eine Tradition aus der nicht religiösen jugoslawischen

Gesellschaft, die sich bis heute, 25 Jahre nach dem Zerfall des Landes, erhalten hat). Die Briefe kamen zwischen 1992 und 1995, einige wenige auch danach. Brieffreundschaften waren damals in der Vorinternet-Ära sehr beliebt. Nur dass wir keine wirklichen Brieffreunde waren.

Im Jahre 1992 waren wir Jugendliche, 13- und 14-Jährige, die aufgrund kriegerischer Aggressionen im Land ihrer Geburt gewaltsam auseinandergerissen wurden. Wir sind alle in der gleichen Stadt geboren und sind in die gleichen Kindergärten gegangen (es gab ja auch nur zwei), wir hatten die gleiche Volksschullehrerin oder schon unsere Eltern kannten sich von klein auf. Wir haben die vier Jahre nach der Volksschule gemeinsam in gleichen Klassen verbracht, an den gleichen Ausflügen teilgenommen, die gleiche Musik gehört und sind zusammen das erste Mal ausgegangen. Die ersten Küsse fielen in diese Zeit und manche erste Liebe entwickelte sich. Wir hatten gemeinsam Englischunterricht, wir warteten gemeinsam auf unsere ereignisreiche wunderbare Zukunft. In der Kleinstadt Brčko träumten wir vom Großstadtleben in der Zeit des Studiums und von erfolgreichen Karrieren. Damals hatten wir keine Brieffreunde, weil wir ja echte Freundschaften hatten.

Im Frühjahr 1992 kam der Krieg auch nach Bosnien und Herzegowina, und unsere Eltern entschieden sich für die Flucht, manche früher, manche später. Die meisten von uns sind mit nur einem Elternteil geflüchtet, viele in die benachbarten Länder (Kroatien, Mazedonien, Serbien), alle vorerst für nur kurze Zeit, "bis sich die Situation beruhigt". So kam ich am 8. April 1992 mit meinem

jüngeren Bruder und meiner Mama nach Wien zu unserem Papa – mit der Absicht, zwei Wochen lang hier zu bleiben. Neben der Kleidung, die wir trugen, hatten wir jeweils eine kleine Sporttasche mit Pyjamas, Wechselwäsche, Sportschuhen und Tennisschlägern mit. Mein Tagebuch hatte ich immer dabei. Mama reiste am nächsten Tag zurück nach Brčko, sie müsste ja auf ihre Arbeitsstelle schauen.

Als ich von meiner Mama mitten im Unterricht aus der Schule abgeholt wurde, konnte ich mich von niemanden verabschieden. Schlechtes Gewissen plagte mich monatelang. Zwei Wochen "Urlaub" in Wien waren schnell um, meiner Mama gelang die erneute Flucht aus Bosnien, mein Bruder und ich fingen mit der Schule an, gleichzeitig ging der Krieg in meinem Herkunftsland los.

Fünf Monate lang ohne eine einzige Freundin oder einen Freund fühlte sich die feuchte Altbauwohnung in Ottakring besonders kalt an. Im September kam dann A. nach Wien. Unsere Eltern kannten sich aus Brčko, und wir wurden beste Freundinnen. Zwei Jahre später wanderte A. mit ihrer Familie in die USA aus. Die ersten Nachrichten über die anderen gemeinsamen Freundinnen und Freunde bekam ich von ihr. Sie konnte nicht glauben, dass mein Kontakt zu allen abgebrochen war, und gab mir die Adresse von ihrer guten Freundin in Zagreb. So schrieb ich meinen ersten Brief nach Kroatien und konnte dadurch auch zu allen anderen Kontakt herstellen. Bis Ende des Jahres erhielt ich vier Briefe. Bald wusste ich über die meisten Freunde und Freundinnen, wohin sie geflüchtet waren oder nicht, wo sie sich gerade aufhielten und wie es ihnen ging. Endlich konnten wir unser Leid und unsere Freude mittels Briefen teilen.

1993 war ein sehr intensives Jahr. Ankommen in der neuen Gesellschaft, die Sprache möglichst schnell lernen, Erfolge in der Schule vorweisen, sich vor den anderen beweisen: Das alles waren die Herausforderungen der zweiten Sozialisierung, die wir alle aufgrund der Flucht meistern mussten. Ich hatte das Glück, dass meine Eltern entschieden hatten, in Wien zu bleiben.

Viele meiner Freundinnen und Freunde mussten in diesem Jahr in ein anderes Land weiterwandern, und alles begann von Neuem.

Aus den Briefen las man selten Sehnsucht nach unseren alten Zeiten heraus. In dem Augenblick, als wir die Brücke nach Kroatien zu Fuß überquert hatten, waren wir von heute auf morgen Erwachsene geworden. Viel hat man uns nicht erzählt, aber das kindliche Gespür, das wir in diesem Augenblick noch hatten, sagte uns alles. Sehnsucht nach der vergangenen Zeit hätte bedeutet, dass wir die Situationen, in denen wir uns befanden, nicht begriffen hätten. Das hatten wir aber sehr wohl, wir waren ja schon erwachsen. Wir sehnten uns nacheinander, doch die Briefe erzählen nichts davon. Sie schildern, wie schwer es ist, neue Freundschaften zu schließen, wie schwer es ist, als Flüchtling angenommen zu werden, wie langweilig die Partys und die Ausflüge mit neuen Klassenkameraden sind. Mit etwas Hoffnung und dem Blick auf die Zukunft erzählen sie, wie schwer es sei, das wiederaufzubauen, was wir schon hatten. Sie erzählen von den unterschiedlichsten Herausforderungen des Alltags - mit wenig Geld auszukommen, die Eltern nicht zu enttäuschen, sich in den Straßen ziellos herumzutreiben, zu leben, ohne nach hinten zu blicken.

Die Briefe erzählen auch von den Ortschaften, von deren Existenz wir vorher nicht einmal wussten: Abhängig von den Standorten der Flüchtlingslager in verschiedenen Ländern lernten wir voneinander die Ortsnamen, deren Entfernung zu den jeweiligen Hauptstädten, und wie langweilig und trotzdem aufregend Kleinstädte sein können. Unsere Jugend bekam eine völlig neue Geografie – eine, die sich zwischen Transitländern, Auffanglagern, prekären Wohnungen und europäischen Hauptstädten als Orientierungsorten aufspannte. Außenstehenden wäre diese Geografie schwer zu erklären, aber wir hatten dadurch etwas, das nur uns allein gehörte.

Nach 1993 werden die Briefe zunehmend positiver. Das Angekommensein im neuen Leben und die Akzeptanz dessen spiegeln sich in den Zeilen

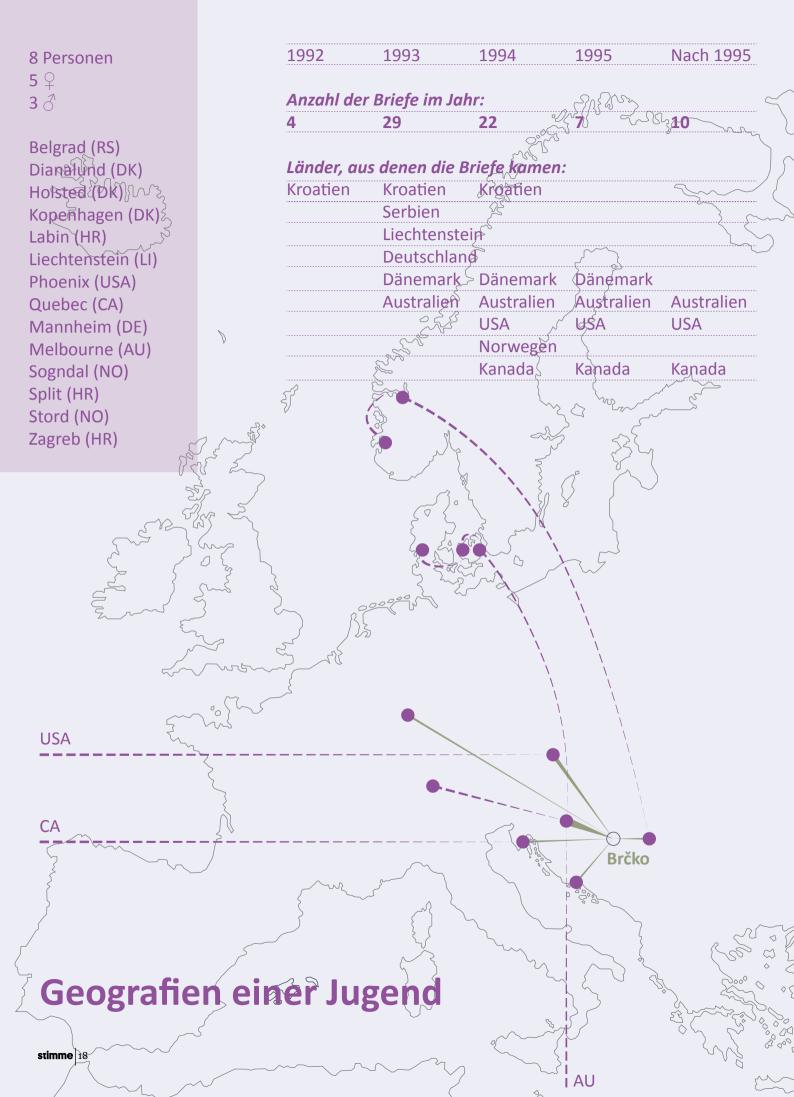
wieder. Wie ein neues Kapitel verwandeln sich die erzählten Geschichten in Erfolgsstorys: abgelegte Prüfungen, neue Wohnungen, Häuser, neue Lieben und das Leben mit den Menschen im Ankommensland. In dieser Zeit werden die Bilder lebendiger, positiver und bunter. Langsam beginnen sie den schönen Abbildungen auf den Briefmarken des jeweiligen Ankommenslands zu ähneln.

Von den acht Freundinnen und Freunden, mit denen ich in der Zeit von 1992 bis 1995 meine intimsten Gedanken und Emotionen mittels Briefe teilte, leben drei wieder in Bosnien und Herzegowina - keine/r in unserer Heimatstadt. Ich bin die Einzige, die in einem der Transitländer geblieben ist. Kein/e andere/r lebt in Kroatien, Serbien, Mazedonien oder Österreich. Zwei von ihnen habe ich seit 1992 nicht mehr getroffen. Zwei leben auf anderen Kontinenten, in Nordamerika und Australien. Einer ist nicht mehr unter uns. Lieber F.: Lahka ti zemlja!

Mit manchen habe ich bis heute intensiven Kontakt über Messenger und E-Mails. Eine Freundin treffe ich alle zwei Jahre, wenn sie mit ihrer Familie ihren Europaurlaub macht und Australien für einige Wochen hinter sich lässt. Andere haben mich in Wien besucht oder ich war bei ihnen. Es sind ganz tolle Menschen und Persönlichkeiten aus ihnen geworden. Sie haben alle unterschiedliche Universitäten abschließen können. sind erfolgreich in ihren Arbeitsbereichen, viele haben schon eigene Familien gegründet und sind schon längst Staatsbürgerinnen und -bürger der Ankommensländer geworden. Letztendlich sind wir alle glücklich, dass wir vor diesem grausamen Krieg flüchten konnten.

Die Briefe in meiner blauen Schachtel sind so etwas wie ein Faden zwischen meinem alten und meinem neuen Leben. Sie bezeugen, dass es ein Leben vor der Flucht gab, den Übergang und den hoffnungsvollen Neuanfang. Aber auch, dass uns niemand unsere Jugend wegnehmen konnte.

Amila Širbegović, Architektin sowie Migrationsund Stadtforscherin, arbeitet in der sanften Stadterneuerung. Sie ist als fast 14-Jährige mit ihrer Familie nach Wien geflüchtet.



"Was mich angeht, hier ist es unglaublich langweilig. Ich gehe weiterhin nicht fort, weil es niemanden zum Fortgehen gibt. Die anderen versammeln sich bei der Moschee, und das mag ich nicht." (Kroatien 1993)





"Die Leute sind abnormal. Alle stehen zu dir, solange du bei ihnen bist, später schauen sie dich schief an, nur weil du ein Bosnier bist." (Kroatien 1994)









"Am 1. Juli werden wir in eine andere Stadt umziehen. Dort haben wir ein Haus bekommen. Eigentlich möchte ich nicht hingehen." (Norwegen, 1994)







"Niemals in meinem bisherigen Leben hatte ich so viel Zeit und niemals so wenig Lust, irgendetwas zu machen ... außer euch, meinen Freunden, zu schreiben. Ich träume davon, dass wir eines Tages zusammensitzen werden." (Dänemark 1994)



Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Die meisten blieben nicht lange. Etwas erholen, Wäsche waschen, sich stärken oder auf Freunde warten, die noch auf dem Weg in die nordserbische Grenzstadt waren. Niemand wollte hier zu viel Zeit verbringen. Schließlich hatte vor Kurzem der ungarische Regierungschef Viktor Orbán den Bau eines Grenzzauns angekündigt. Und die Arbeiten an ihm liefen schon auf Hochtouren. Nur noch wenige Kilometer entlang der serbisch-ungarischen Grenze waren nicht umzäunt.

Ich war schon zum wiederholten Male in der Region unterwegs. Während der Hochphase der Flüchtlingskrise im Sommer 2015 schrieb ich Reportagen und machte Videos für einige deutschsprachige Medien. Die Situation unter den Flüchtlingen war auch schon einige Monate zuvor angespannt, aber jetzt spürte man die Unruhe noch viel deutlicher.

An diesem heißen Sommertag lernte ich Mansur kennen. Er war Anfang 70, aber noch bei vollen Kräften. Er saß auf einer Wiese zwischen dem Camp und der Hauptstraße, die Richtung des Grenzübergangs Horgoš-Röszke führte. Um ihn herum seine Familie: Seine Frau, sein Sohn, dessen Frau und ihre drei Kinder. Sie frühstückten gerade: Brot mit verschiedenen Aufstrichen und etwas Wurst.

Als ich mich ihrer Gruppe näherte, stand er auf und kam auf mich zu. Er reichte mir die Hand und stellte sich auf Englisch vor: "Hallo, ich bin Mansur. Wie heißen Sie?" Ich war etwas überrascht ob seines guten Englischs. Wir kamen ins Gespräch. Der alte Syrer erzählte mir, dass er in seinen jungen Jahren im England Maschinenbau studiert hatte. Er dachte wohl, dass ich ihm das nicht glaubte, also öffnete er seinen alten Koffer und zeigte mir paar Fotos aus einer längst vergangenen Zeit. Auf den Bildern sah man ihn, wie er im England der 1960er Jahre mit seinen Kumpeln in einem Pub Bier trank. Wie er stolz neben seinem Diplom posierte. Wie er in Syrien an Werkzeugmaschinen arbeitete. Und wie er mit seinen beiden Kindern Urlaub machte.

Auf dem Urlaubsfoto saßen seine Kinder auf dem gleichen Koffer, aus dem er diese Bilder herausnahm. Bei diesem Bild wurde er traurig. Er zeigte mir noch ein paar andere Bilder, aber er wirkte abwesend. Ich fragte ihn,

wo sein anderer Sohn sei. "Der Krieg hat ihn mir genommen", antwortete er. Wir schwiegen beide für kurze Zeit.

Die Stille brach seine Frau. Sie sagte ihm etwas auf Arabisch. Er deutete, sie solle warten. Wir plauderten noch ein wenig über seine Fluchtroute und wie lange er schon unterwegs sei. Seine Familie machte allerdings Anzeichen, gehen zu wollen. Er fragte mich etwas verlegen, ob ich nicht ihn und seine Familie bei der Überquerung der Grenze begleiten wolle. Das würde ihm etwas Sicherheit geben, meinte er. Er hatte nämlich von Vorfällen gehört, wo bei der Grenzüberquerung Familien auseinandergerissen wurden. Mit einem Journalisten an seiner Seite wäre die Wahrscheinlichkeit. dass das passiert, geringer. Ich überlegte nicht lange und stimmte zu.

Wir gingen zur Hauptstraße, wo eine Kolonne von Taxis wartete. Zwischen den knapp 15 Kilometern zwischen Kanjiža und Horgoš fuhren etwa zehn Taxis den ganzen Tag hin und her. In Kanjiža wurden die Flüchtlinge eingeladen und bei den Bahngleisen in Horgoš ausgeladen. Auch einige Privatpersonen mit Kleintransportern spielten in diesen Tagen Taxifahrer. In so einen Kleintransporter stiegen auch wir ein. Der Preis: 70 Euro. Das zahlte Mansur, es machte ihm nichts aus. "Das ist nun mal der Preis, den ein Flüchtling in so einer Situation zu zahlen hat", sagte er später.

Wir stiegen bei den Bahngleisen aus und gingen langsam Richtung Ungarn. Das war ein etwa zweistündiger Spaziergang. Sein Koffer war merklich schwer. Man konnte ihn nicht schultern, dennoch trug er ihn – mit kleinen Pausen zwischendurch – den ganzen Weg alleine. Sein Sohn und seine Schwiegertochter hatten jeweils vollgeladene Rucksäcke sowie Plastiksackerl in den Händen. Die Kinder trugen ihre Schultaschen. Einzig Mansurs Frau, die einen Stock zum Gehen brauchte, trug nichts.

Ich erzählte ihm, während wir den Bahndamm entlanggingen, dass ich vor 24 Jahren auch geflüchtet bin. Und dass meine Reise ins Ungewisse ihren Anfang nicht weit von hier nahm. Ich erzählte ihm von damals. Wie ich aus Osijek nach Wien kam. Wie wir in einem Flüchtlingslager wohnten und danach in einem Flüchtlingshotel. Wie meine Eltern ihre ersten Jobs fanden. Wie es mir und meinem Bruder in der Schule ging. Aber auch, wie sehr mir meine Großeltern, die in Osijek blieben, fehlten.

Ich fragte, warum er nicht in Syrien geblieben wäre und diese anstrengende Reise auf sich genommen hätte. Mansur war einer der wenigen alten Menschen, die ich auf der Westbalkanroute kennenlernen durfte. "Das ist mein Leben", antwortete er und zeigte auf seine Familie. "Die Vergangenheit habe ich in meinem Koffer, die Zukunft geht neben mir."

Ich dachte in diesem Moment an meine Großeltern. Wie schwer musste ihnen unsere Flucht gefallen sein. Ich erinnerte mich an die zahlreichen wöchentlichen Telefonate mit ihnen. Anfangs noch von Telefonzellen aus – solange die Münzen es uns erlaubten. Später vom Haustelefon mit vorgewählten Nummern, die die Gespräche günstiger machten.

Ich teilte meine Erinnerungen mit Mansur. Er hielt für einige Momente inne. Dann sagte er: "Flucht ist Schmerz. Nicht nur für die Flüchtenden." Wir waren etwa 15 Minuten von der serbisch-ungarischen Grenze entfernt. In der Ferne konnte man schon die ungarischen Grenzsoldaten erkennen. "Man flieht vor dem Schmerz; man lässt dadurch aber auch so manches zurück. Und das verstärkt den Schmerz", sagte er.

Ich wollte ihm bestätigen, wie sehr er recht hatte, aber auch sagen, dass dieser Schmerz zwar nie richtig verfliegt, mit der Zeit einen bloß seltener heimsucht. Aber irgendwie vermutete ich, dass er das schon erahnen konnte.

Ich fragte ihn, ob er keine Angst habe, in Deutschland ohne nichts da zu stehen. Eine Pension würde er dort wohl nicht erhalten, sagte ich. "Ich hoffe nur, meinen Kindern keine große Bürde zu werden. Aber so lange werde ich auch nicht mehr leben", sagte er mit einem gezwungenen Lächeln.

Als wir an der Grenze ankamen, waren links und rechts neben den Bahngleisen schon große Teile des Grenzzauns angebracht. Bloß ein kleiner Spalt, wo der Bahndamm verlief, war nicht geschlossen. Mansur passierte die Grenze mit seiner Familie, ohne dass sie

irgendjemand aufhielt oder kontrollierte. Ich folgte ihnen. Wir gingen noch ein paar hundert Meter weiter, wo in den letzten Tagen eine von zivilen Helfern aus ganz Europa provisorisch errichtete Versorgungsstation war.

"Und jetzt?", fragte ich Mansur. "Jetzt geht es darum, so schnell wie möglich nach Budapest zu kommen und von dort per Zug nach Deutschland", sagte er. Seine Flucht dauerte schon über einen Monat. Er freute sich darauf, endlich anzukommen. Ihm war es egal, wo in Deutschland er schlussendlich landen würde: "Ich weiß, dass es für uns nicht leicht sein wird, aber ich kann es kaum erwarten, nach so vielen Jahren wieder zur Ruhe zu kommen."

An diesem Abend fuhr er mit seiner Familie per Taxi von Röszke nach Budapest. Er zahlte dafür 1.000 Euro. Kurz zuvor erzählte er mir: "Für die Flucht zahle ich." Das Geld hatte er vom Verkauf seines Hauses. Auch sein Sohn hatte sein Heim verkauft, aber dieses Geld wurde nicht angetastet. "Ich möchte, dass mein Sohn in Deutschland genug Startkapital hat, um etwas gründen zu können."

Ich sah Mansur zum letzten Mal, als er am Vordersitz im Taxi Platz nahm, mit seinem Koffer auf dem Schoß. Wir winkten uns zu. Als letztes nahm ich seinen jüngsten Enkelsohn wahr. Er war knapp zehn Jahre alt. Genauso alt wie ich damals, als ich durch Ungarn nach Österreich vor dem Krieg flüchtete. Ich dachte mir, zumindest die aufwühlenden Telefonate und die Ungewissheit, wie es seinen Großeltern geht, werden ihm und seinen Geschwistern erspart bleiben.

Zumindest etwas.

Siniša Puktalović wurde 1982 in Osijek, Kroatien geboren. Nach Ausbruch des Krieges floh er mit seiner Familie nach Österreich. Er lebt und arbeitet als freier Journalist und Videograph in Wien.

Wir ziehen an einem Strang, wir machen das!

Heide-Marie Fenzl, Leiterin der "Bosnier-Aktion 1992–1998" im Stimme-Gespräch

ie gebürtige Wienerin Heide-Marie Fenzl (Jg. 1945) arbeitete mehr als elf Jahre in der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit, bevor sie 1990 ins Innenministerium wechselte. Sie übernahm dort die Leitung der neu gegründeten Abteilung für Migration und Integration. In ihren Aufgabenbereich fiel unter anderem die Leitung und Koordination der "De-facto-Aktion", mit der ab 1992 mehr als 90.000 Kriegsflüchtlingen aus Bosnien schnell und unbürokratisch Aufnahme und zunächst vorübergehender Schutz in Österreich ermöglicht werden sollte. 2003 wurde sie vom damaligen Innenminister Ernst Strasser in Pension geschickt. Mit der "Managerin der Flüchtlingshilfe", wie Fenzl genannt wurde, sprach Vida Bakondy.



Fotos: Vida Bakondy

Frau Fenzl, die aktuelle Flüchtlingsbewegung seit Sommer 2015 und die zivilgesellschaftlichen sowie politischen Reaktionen darauf lassen viele an den Jugoslawienkrieg vor 25 Jahren denken. Damals in den 1990er Jahren ist es Österreich gelungen, etwa 90.000 Geflüchtete aus Bosnien aufzunehmen. Wie war das möglich? War die österreichische Regierung auf den Zerfall Jugoslawiens und die daraus resultierenden Fluchtbewegungen vorbereitet?

Ja, da die österreichische Landesverteidigung den Krisenherd Jugoslawien immer schon sehr genau beobachtet hat. Man rechnete damit, dass das Land zerbrechen könnte – mit Auswirkungen auf Österreich. Daher waren die Nachrichtendienste über die politischen Entwicklungen gut informiert. Dank dieses Frühwarnsystems konnte man dann auch schnell reagieren. Schon im Zuge der Slowenienkrise 1991 und des kroatisch-serbischen Kriegs fanden Kroaten bei ihren

Familienangehörigen in Österreich Unterschlupf. Sie wollten aber kein Asyl beantragen, sondern abwarten, wie sich die Lage im Herkunftsland entwickelt. Unter koordinierender Federführung des Innenministeriums (BMI) sollte für diese Menschen ein Hilfsinstrument geschaffen werden, ohne das Sozialsystem zu belasten. So entstand die "Bund-Länder-Unterstützungsaktion", deren administrative Abwicklung meiner Abteilung übertragen wurde. Ein halbes Jahr später standen die

ersten bosnischen Flüchtlinge vor der österreichischen Grenze und warteten auf ein Visum für Großbritannien. Daraufhin errichtete Innenminister Löschnak einen Krisenstab. Als österreichische Interventionen beim englischen Innenminister erfolglos blieben - nur etwa acht der 120 wartenden Personen wurden aufgenommen - war Löschnak realistisch und sagte: "Es ist Winter und die Menschen stehen schon seit sechs Tagen an der Grenze. Wir müssen handeln!" Vieles deutete damals schon auf größere Fluchtbewegungen hin, also hat man sich vorbereitet.

Wie haben diese Vorbereitungen konkretausgeschaut?

Damals gab es außer dem Asylverfahren kein rechtliches Unterstützungsinstrument. Für Flüchtlinge aus Kroatien war der "vorübergehende Schutz" eingeführt worden, ein Aufenthaltsrecht von drei Monaten, das aus humanitären Gründen verlängert werden konnte. Dieses Instrument hatte sich bewährt. Also fand es auch für bosnische Flüchtlinge Anwendung. Auch hier kamen viele zuerst zu ihren Familienangehörigen. Ich finde es grundsätzlich sinnvoll, wenn Menschen dorthin gehen, wo sie Angehörige haben. Wenn private Netzwerke vorhanden sind, sind die erforderlichen Unterstützungsund Integrationsmaßnahmen von staatlicher Seite wesentlich einfacher und kostengünstiger. Leider hat uns die Geschichte in den 1990er Jahren das Dublin-Abkommen eingebrockt, wodurch Asylwerber das Asylland nicht mehr aussuchen können.

Zu Beginn der sogenannten Bosnier-Aktion waren kaum größere Quartiere erforderlich. Erst mit stetig zunehmender Fluchtbewegung musste eine umfassende Struktur aufgebaut werden. Das BMI entwickelte gemeinsam mit dem Finanzministerium und dem Verteidigungsministerium die Grundlage für ein Konzept zur Bund-Länder-Unterstützungsaktion. Die Aufnahme der Kriegsvertriebenen war politischer Konsens. Zwischen allen an der Unterbringung und Unterstützung der Flüchtlinge Beteiligten wurden privatrechtliche Verträge abgeschlossen. Das Bundesministerium für Landesverteidigung stellte Kasernen zur Verfügung. Als begleitendes Gremium wurde die Bund-Länder Koordinierungsgruppe unter dem Vorsitz des Innenministeriums eingerichtet, die ich dann jahrelang leitete.

Es gab also eine gute Zusammenarbeit zwischen Bund und Ländern?

Eine heute schwer vorstellbare gute Zusammenarbeit! Während der neunjährigen Laufzeit dieser Aktion wurde aus meiner Abteilung ein Mitarbeiter ausschließlich für die intensive Koordination zwischen Bund und Ländern abgestellt. Wenn die Quartiere in einem Bundesland voll waren, haben wir umverteilt.

Das waren über weite Strecken 16-Stunden-Arbeitstage. Wenn kurzfristig 40.000 Menschen zu versorgen waren, ging niemand heim! Das hat perfekt funktioniert und war nur mit Engagement und gegenseitiger Unterstützung möglich. Untereinander hätten es die Länder nicht geschafft, über unseren Weg gemeinsam schon.

Warum hat das damals so gut funktioniert – auch vor dem Hintergrund des massiven Widerstands mancher Bundesländer gegen eine Umverteilung von Flüchtlingen im Jahr 2015?

Ich will jetzt nicht den Eindruck erwecken, als hätte es damals keine Probleme gegeben. Aber es gab einen politischen Grundkonsens, der hieß: Die Menschen sind an unseren Grenzen und wir müssen etwas tun. Die Devise lautete: Wir nehmen die bosnischen Flüchtlinge auf. Und wir tun dies so schonungsvoll wie möglich, um Widerständen in der Bevölkerung vorzubeugen. Natürlich gab es auch Widerstände. Aber Fremdenfeindlichkeit war tabu - das war Konsens. Die Ausscherer waren eher auf der politischen Ebene. Auf der Beamtenebene konnten wir uns aufeinander verlassen. Wir hatten Marathonsitzungen, sind nicht aufgestanden, bis es einen Konsens gab. Natürlich sind da auch die Fetzen geflogen. Es war aber klar, wir ziehen an einem Strang, wir machen das.

Österreich war damals beispielgebend in Europa. Ich bin oft zu Vorträgen in die Schweiz, nach Schweden

und Deutschland eingeladen worden, um über unsere Bosnier-Aktion zu berichten. Die haben alle gesagt: Euer Weg, die Leute nicht ins Asylverfahren zu nehmen, ist toll.

Das wurde positiv aufgenommen? Es gibt auch Kritik, etwa von der NGO-Seite, dass den Flüchtlingen der Zugang zum regulären Asylverfahren eigentlich verwehrt wurde.

Es hat Asylanträge gegeben, aber die Menschen wurden nicht dazu ermutigt. Wenn die Person nicht glaubwürdig machen konnte, persönlich verfolgt zu werden, war die Aussicht auf einen positiven Bescheid nicht gegeben. Ein individuelles Verfahren ist aufwendig und dauert lange. Eine Massenfluchtbewegung ist eine Managementangelegenheit. Wenn es sich an der Grenze staut, kann ich nicht Asylverfahren für 100.000 Leute durchführen.

Bei den Bosniern ging es daher zuerst einmal um den primären Schutz vor Verfolgung, die selten eine individuelle war, sondern überwiegend eine ethnisch begründete Massenverfolgung. Damit war die Genfer Flüchtlingskonvention (GFK) nicht das ideale Instrument. Auch der UNHCR war damit einverstanden, ein neues Regime einzuführen - den subsidiären Schutz. Natürlich war die langfristige Perspektive derjenigen mit positivem Asylbescheid besser, weil sie rechtlich bessergestellt waren als subsidiär Schutzberechtigte. Gemäß der GFK hat der anerkannte Flüchtling die gleichen Rechte wie ein Staatsbürger. Und das sind ein direkter Zugang zum Arbeitsmarkt, Anspruch auf Sozialhilfe etc.

Was hat der subsidiäre Schutz für die geflüchteten Menschen auf der individuellen Ebene bedeutet?

Natürlich war das Leben hier kein Honiglecken für sie. Ich habe alle Großquartiere besucht, mit den Menschen gesprochen - das war nicht schön. Wer so etwas noch nie gesehen hat, der ist schwer betroffen aus diesen Quartieren gegangen. Zeltlager, Massenquartiere... Aus der Perspektive der Betroffenen betrachtet war das furchtbar. Ohne Intimsphäre. Aber was wir sehr wohl mit Hilfe der Zivilgesellschaft geschafft haben

- wenn auch mit Verzögerungen - war die schrittweise private Unterbringung der Menschen. Wir haben ermöglicht, dass nicht nur Familienangehörige Flüchtlinge aufnehmen konnten und dafür finanzielle Unterstützung erhielten, sondern auch alle anderen. Die Zivilgesellschaft hat sich bei der Unterbringung, Betreuung und Integration unglaublich engagiert und Enormes geleistet. Natürlich hätten die betroffenen Menschen gerne mehr Geld gehabt und mehr Möglichkeiten, das kann man nicht bestreiten. Aber wenn man realistisch ist und das zur Verfügung stehende Budget mitbedenkt ... Man muss immer auch die Gesamtheit sehen.

Konnten die Menschen dann auch in Österreich arbeiten?

Wir hatten Verhandlungen mit dem Sozialministerium bezüglich Arbeitsmarktzugang für bosnische Flüchtlinge. Das waren mühsame Verhandlungen! Das Sozialministerium und die Sozialpartner haben das sogenannte Inländerprimat vertreten: Schutz des österreichischen Arbeitnehmers über allem! Das ist ja bis heute so. Von Solidarität keine Rede.

Uns war klar, die Leute brauchten Arbeit und Hoffnung. Das Erlebte, die Perspektivenlosigkeit, der unstrukturierte Tag in den Großquartieren führte zu psychischen Erkrankungen. Neben der grundsätzlichen Versorgung förderten wir eine Reihe von Projekten wie Deutschkurse, Beschäftigungstherapie, Psychotherapie. Viele Menschen waren traumatisiert, hatten keinen Lebenswillen mehr, brauchten etwas, um wieder ins Leben zurückzufinden. Zum Glück bestand Schulpflicht für die Kinder.

Was ist dann bei den Verhandlungen mit dem Sozialministerium herausgekommen?

Nach vielen Vorstößen wurden die Restriktionen schrittweise aufgehoben – auch auf Basis der politischen Einschätzungen des Verteidigungsministeriums zur Entwicklung in Bosnien. Zuerst durften Flüchtlinge Gartenarbeiten oder Ähnliches machen, später fanden sie Zugang in andere Branchen. Ich bin entsetzt, wenn ich mir heute private Diskussionen anhöre. Die



vielen falschen Informationen, die über Leistungen an Flüchtlinge, Asylwerber etc. kursieren. Ohne Differenzierung werden alle "Flüchtlinge" zu Sozialschmarotzern, zur persönlichen Bedrohung abgestempelt! Ich sehe diese Bedrohung nicht. Ich sehe sie dann, wenn ich die Mindestsicherung kürze. Was sollen die Leute dann tun? Aber soweit denken die meisten nicht.

60.000 Geflüchtete aus Bosnien blieben dann doch dauerhaft in Österreich. Warum?

Wir haben schrittweise Integrationsleistungen gesetzt - das war teilweise

zäh, aber es ist gelungen. Heute lässt man Menschen verkommen. Die Asylverfahren dauern drei, vier Jahre. Das ist verantwortungslos! Und dann setze ich sie von einem Tag auf den anderen auf die Straße und sag: Geht heim. Und wo sollen sie bitte hingehen? Die meisten Herkunftsstaaten geben keine Dokumente heraus oder die Menschen wollen und können selber nicht mehr zurück. Und dann stehen sie auf der Straße. Das haben wir nicht gemacht, auch wenn wir aus Sicht anderer zu wenig getan haben!

Wer sich bis zu einem bestimmten Zeitpunkt integriert hatte, bekam ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht. Wer sich

nicht integrieren konnte, erhielt Rückkehrhilfe auch im Rahmen mehrjähriger Projekthilfe in Bosnien.

Was bedeutete damals "integriert"?

Integriert war, wer Arbeit hatte. Das Gesetz von 1998^[1] war dann der letzte Schritt zur Integration. Der Weg dorthin war kein einfacher. Eine gleichwertige Integration der Bosnienflüchtlinge in den Arbeitsmarkt wie bei den anerkannten Flüchtlingen – also die Öffnung des Arbeitsmarktes für alle Sparten – war aus der damaligen politischen Haltung heraus schwer vorstellbar. Wer dies verlangt hatte, war ein Fantast.

Die angebotenen Jobs waren den mitgebrachten Ausbildungen nicht äquivalent. Ingenieure wurden zu Hilfsarbeitern. Die Frauen waren die ersten, die in den Arbeitsmarkt integriert wurden. Sie waren oft die viel Flexibleren. Sie sind jedoch nur im Niedriglohnbereich untergekommen - als Bedienerinnen und Putzfrauen. Viele Männer waren apathisch. Frauen übernahmen die Rolle der Erhalterinnen, auch wenn mit sehr geringem Einkommen. Die Männer haben mit ihrem veränderten Rollenbild nichts anfangen können. Das erzeugte viel Konfliktpotential in den Familien.

Welche Rolle spielten die bereits ansässigen Migrant_innen damals?

Eine sehr stark integrative. Die Netzwerke haben gut funktioniert. Diese Gruppen waren aber größtenteils nicht finanzkräftig. Sozialhilfe kam für die Flüchtlinge nicht in Frage, also wurden sie über die Bund-Länder-Aktion unterstützt. Auch wenn das keine großen Summen waren, keineswegs. Die Menschen haben schon in ziemlicher Armut gelebt.

Wie war insgesamt das gesellschaftspolitische Klima damals gegenüber Flüchtlingen?

Gemessen an heute sehr positiv. Bosnien war ehemaliges Kronland, Jugoslawien ein häufiges Urlaubsziel Zu dieser Region hat es eine andere Grundhaltung gegeben als heute zu Syrien. Obwohl viele Flüchtlinge aus Bosnien Muslime waren, war die Religion kein Thema. Persönliche Erfahrungen und familiäre Bindungen haben überwogen.

Aber damals war ja auch die Zeit des Anti-Ausländervolksbegehrens der FPÖ, des Lichtermeers und Briefbombenterrors.

Das stimmt. Unter anderen hat Maria Loley, die in Poysdorf Flüchtlinge unterstützt hat, eine Briefbombe erhalten. Ich war vorher schon einige Male bei ihr, hab an den Versammlungen mit Ortsbewohnern teilgenommen, um die Stimmung einzufangen. Da war eigentlich kein Widerstand zu spüren.

Rechtsextreme und Fremdenfeindlichkeit hat es natürlich gegeben. Die FPÖ hat immer wieder dafür gesorgt. Obwohl – direkt gegen die Bosnier? Daran kann ich mich nicht erinnern, aber vielleicht blende ich auch etwas aus.

In der zeitgenössischen Berichterstattung ist von Seiten der Politik schon Mitte 1992 die Rede, dass das Boot voll sei, wir können nicht mehr aufnehmen...

Für mich hat das Aufenthaltsgesetz von 1993 den Grundstein für die Gesellschaftsfähigkeit der Fremdenfeindlichkeit gelegt. Es war ein politisches Zugeständnis an die wachsende Fremdenfeindlichkeit in Österreich. Zuwanderung sollte noch stärker reguliert werden. Durch das Gesetz wurde zwar die rechtliche Grundlage für die Bosnier-Aktion geschaffen, aber der ganze Geist des Gesetzes war restriktiv.

Doch ein Ergebnis der Bosnier-Aktion war – und darauf bin ich stolz – die Einführung der EU-Verordnung zum subsidiären Schutz 2004. Und ein weiteres Gesetz in Österreich, die Artikel-15a-Vereinbarung nach dem Bundes-Verfassungsgesetz, die im Zusammenwirken mit den Ländern

die Bundesbetreuung weiter fasste und ermöglichte, dass auch subsidiär Schutzberechtigte staatliche Unterstützung bekommen.

Warum die EU-Richtlinie zum subsidiären Schutz im Jahr 2015 nicht aktiviert wurde, ist mir ein Rätsel. Nachdem 2003 ein politischer Umbau des Innenressorts mit Austausch des Personals erfolgte, ging viel Knowhow verloren. Ich vermute auch, dass sich niemand mit den vorhersehbaren Flüchtlingsbewegungen aus Syrien oder Nordafrika auseinandersetzten wollte. Ich mag mich täuschen, aber in den EU-Staaten war weder ein Problembewusstsein noch ein politischer Wille erkennbar. Man dachte offenbar, das Problem sei von einzelnen Mitgliedsländern wie Italien und Griechenland alleine zu lösen.

Wie hätten Sie im Sommer 2015 gehandelt?

Es wäre lächerlich zu glauben, wir hätten alles besser gemacht. Erstens ist die Dimension der aktuellen Fluchtbewegung viel größer, zweitens kommen die Menschen von ganz woanders her.

Vielleicht wenn man die Strukturen aus der Bosnier-Aktion beibehalten und an die Situation angepasst hätte ... Wenn man wirklich Interesse gehabt hätte, Fluchtbewegungen zu managen ... Wenn man nicht nur durchgewunken, sondern sofort mit der Registrierung begonnen hätte ... Es tut mir leid, aber ich muss allen folgenden Regierungen diesen Willen absprechen, sie wollten es einfach nicht.

Es ist ein Irrtum zu glauben, Migration ginge uns nichts an, wir könnten einfach die Grenzen schließen. Das ist banal! Das kann nicht funktionieren. Entsprechend vorbereitet zu sein, die frühen Signale zu erkennen, das wäre wichtig. Hätte man vor 25 Jahren begonnen, auf der EU-Ebene ein solidarisches Prinzip durchzusetzen, wäre es heute nicht so weit gekommen. Davon bin ich zutiefst überzeugt. Aber ohne Vorbereitung plötzlich überrollt zu werden? Da hätten wir mit unserer alten Struktur samt meinem Team auch nichts machen können.

 $^{^{\}rm III}$ Bundesgesetz, mit dem integrierten Vertriebenen aus Bosnien und Herzegowina das weitere Aufenthaltsrecht gesichert wird.



Eine Havarie an der Donau, eine Ermahnung aus Rom und ein Satz Fidel Castros

err Groll und der Dozent standen an der Landungsbrücke der Rollfähre Klosterneuburg - Korneuburg. Er müsse unverzüglich kommen, hatte Groll seinem Freund erklärt, es gebe etwas zu sehen, das nur alle fünfzig Jahre oder seltener vorkomme, einen Frontalzusammenstoß einer Rollfähre mit einem Frachtschiff, respektive dessen Folgen. Die beiden staunten nicht schlecht, als sie die vertäute Fähre, die ein großes Loch im Seitschiff aufwies, sahen. Dass es dem Schiffsführer der Fähre, die ja ohne Motor, nur durch die Strömung angetrieben wird, gelungen war, den massiven Aufprall ohne Totalverlust des Schiffes und Verletzte oder gar Tote zu überstehen, grenze an ein Wunder, sagte der Dozent. Groll widersprach, die Fähre stamme zwar aus dem Jahr 1929, sei aber im Normalbetrieb intakt und betriebssicher. Selbst wenn das Leitseil abgerissen werde, wie in diesem Fall geschehen, und die Fähre von der Strömung mitgerissen werde, sei nicht alles verloren. Der Kapitän habe nämlich einen Rettungsmotor gestartet und mit dessen Hilfe die Fähre auffangen können, bevor sie auf Grund oder auf die Steinwürfe am Ufer gelaufen sei. Die Rettungsmaßnahmen im Katastrophenfall hätten sich glänzend bewährt.

"Aber der Schubverband am Klosterneuburger Ufer weist nur einen Kratzer auf", warf der Dozent ein. "Wie ist es möglich, dass diese fünf- oder siebentausend Tonnen Stahl, die mit fünfzehn Knoten Geschwindigkeit zu Tal donnern, ungebremst in die Fähre krachen? Ich dachte, alle Donauschiffe verfügen über Radar?"

Groll nickte. "Freilich, über Radar und das elektronische *Donau River Information System (DoRIS)*". Beide sollten Havarien, wie Schiffsunfälle korrekterweise heißen, eigentlich ausschließen, aber die Donau gilt schifffahrtstechnisch als Gebirgsfluss und zählt aufgrund der Fließgeschwindigkeit ab Gönyü bei Komárom stromaufwärts als äußerst schwer manövrierbar. Die Donau ist der am schwierigsten zu befahrende Strom des Kontinents. Zwischen Gabcikovo und Wien und zwischen Altenwörth und Melk ereignen sich jährlich mehrere Dutzend Havarien mit Frachtschiffen, Schubverbänden und Kreuzfahrtschiffen, deren es mittlerweile 160 auf dem Fluss gibt und die speziell bei Niederwasser und starkem Seitenwind nur von erfahrenen Schiffsführerinnen und Schiffsführern zu navigieren sind."

Der Dozent zeigte sich beeindruckt, dennoch vergaß er sein Anliegen nicht. "Ich möchte Ihnen ein paar Nachrichten zu Gehör bringen, die meines Erachtens einen tiefliegenden Zusammenhang aufweisen. Ich bin gespannt, ob Sie diesen erkennen."

Herr Groll machte eine einladende Handbewegung, wandte den Blick aber nicht von der Donau.

"Die erste Meldung kommt aus dem Vatikan", hub der Dozent an und zitierte aus dem *Osservatore Romano*: "Ein Menschenbild, das sich an Nützlichkeit orientiert, bringe viele dazu, Menschen mit Behinderung als minderwertig anzusehen, bedauert Papst Franziskus. Es gebe eine stärker werdende Tendenz, ungeborene Kinder, die irgendeine Art von Fehlbildung aufweisen, zu beseitigen."

"In Österreich ist die Abtreibung von voraussichtlich behinderten Kindern bis wenige Tage vor der Geburt straffrei", sagte Groll. "Daran hat sich nichts geändert, Vatikan oder christlich geprägte Volkspartei hin oder her. Das ist keine Neuheit."

"Der Papst regt an, nicht nur die Stimme für Menschen mit Behinderung zu erheben, sondern er fordert konkrete Handlungen ein. Menschen mit Handicap sollten als Religionslehrer eingesetzt werden."

"Keine schlechte Idee", meinte Groll. "Der Weg des religiösen Irrtums muss allen offenstehen."

In Oberösterreich scheine man die Linie des Papstes nicht zu teilen, im Gegenteil, durch die neuen Einsparungen im Sozialbereich würden behinderte Menschen unter den ersten Betroffenen sein, führte Soziallandesrätin Gerstorfer von der SPÖ am 3. November 2017 bei einer Pressekonferenz aus, erwiderte der Dozent

"Der Weg von Rom nach Linz ist lang und beschwerlich", sagte Groll. "Da kann einem schon die eine oder andere Glaubenswahrheit verloren gehen."

"Noch eine Meldung aus Rom!" rief der Dozent. "Der italienische Fußballverein Lazio Rom reagiert auf antisemitische Plakate im Stadion. Jährlich müssen 200 Fans die Gedenkstätte des Konzentrationslagers Auschwitz besuchen. Der italienische Staatspräsident Sergio Mattarella verurteilte den Vorfall aufs Schärfste. Auch Premierminister Paolo Gentiloni protestierte. Zwei Tage nach dem Vorfall besuchte Lazio-Vereinsschef Claudio Lotito eine römische Synagoge und legte einen Blumenkranz für die Opfer des Antisemitismus nieder. Und auf allen Fußballplätzen Italiens soll es bei den nächsten Spielen eine Schweigeminute mit der Lesung einer Passage aus dem Tagebuch von Anne Frank geben."

"Eine derartige Vorgangsweise ehrt die Italiener und zeigt wie viele zivilisatorische Meilen Österreich diesem Beispiel hinterherhinkt", sagte Groll. "Auf diese Idee kommt die Vereinsführung des Sportklubs Rapid, dessen Anhänger immer wieder mit primitiven judenfeindlichen Parolen auffallen, in hundert Jahren nicht."

Ein Feuerwehrboot näherte sich der havarierten Fähre.

Der Dozent zitierte aus einem weiteren Zeitungsbericht. "SOS-Mitmensch und das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) sehen die FPÖ viel weiter rechts als in der Zeit unter Jörg Haider. Bernhard Weidinger vom DÖW rechnet mit 21 von 51 Abgeordneten, die Burschenschafter seien, 1991 seien es nur acht von 52 gewesen."

"Im Parteivorstand gibt es überhaupt nur Burschenschafter", ergänzte Groll.

"Finden Sie nicht, dass diese Meldungen einen Zusammenhang haben?" fragte der Dozent.

Groll hatte sein Fernglas an die Augen gesetzt und verfolgte das Manöver des Feuerwehrschiffs. Er setzte das Glas ab und zitierte einen Satz Fidel Castros, den dieser am Vorabend eines aufziehenden Hurrikans seinen Landsleuten zugerufen hatte:

"Rechnet mit allem!"

stimme 26 27 stimme

Auszeichnung für dezentrale Kulturarbeit

er Gewinner des Anfang Oktober vergebenen Preises der freien Szene Wiens 2017 ist der Zetteldichter Helmut Seethaler mit dem Projekt "Zettelgedichte überall im Stadtbild Wiens". Die beiden Förderpreise gingen an Stefan Foidl und Oliver Hangl mit dem Projekt "Beschwerdechor" und an den Verein OBRA mit dem Projekt "One Billion Rising".

Die IG Kultur Wien als Interessenvertretung der freien und autonomen Szene vergibt seit 2004 durch die Stadt Wien finanzierte Preisgelder in der Höhe von insgesamt 7.000 Euro an Projekte. Die partizipativ vergebenen Preise fokussieren den Blick darauf, was in der Stadt Wien abseits von hoch subventionierter und institutionalisierter Kultur stattfindet. Wesentliche Zielsetzungen des Preises der freien Szene sind Sichtbarmachung und Vernetzung freier und autonomer Kulturarbeit.

Mit der Ausschreibung des Preises 2017 zeichnet die IG Kultur Wien bereits zum neunten Mal in Wien Kunst- und Kulturschaffende für ihre außerordentlich wichtige und notwendige Kulturarbeit aus.

Der Gewinner Helmut Seethaler verbreitet seine Gedichte und Kurzprosawerke seit 44 Jahren im Stadtbild Wiens, Bisher waren es 11.900 Zettel in unterschiedlicher Auflagenhöhe, die in mindestens jeden dritten Tag stattfindenden "Pflück-Gedichte"-Aktionen veröffentlicht wurden. Etwa eine Million von Seethalers Gedichten wurden amtlich vernichtet, er wurde mehr als 4.200 Mal

angezeigt, mehr als 1.000 Mal von Polizei, Magistrat oder Gerichten vorgeladen und bis auf sieben Male immer freigesprochen.

Der vom Künstler Oliver Hangl 2010 als Kunstprojekt gegründete und gemeinsam mit dem Chorspezialisten Stefan Foidl geleitete ca. 65-köpfige Wiener Beschwerdechor tritt interventionistisch und meist unangekündigt auf und agiert kontext- und ortsbezogen. Ein Chor als Ventil der wienerischen Unzufriedenheit und des subtilen Grants.

One Billion Rising (eine Milliarde erhebt sich) setzt sich als getanzter Protest für ein Ende der Gewalt gegen Frauen und Mädchen ein. Die Milliande" ennechnet sich aus der statistischen Aussage der UN, dass ein Drittel aller Frauen und Mädchen weltweit in ihrem Leben Opfer von Gewalt werden. One Billion Rising findet als getanzte Kundgebung statt. Die aktionistische Kampagne entwickelte sich 2012 aus der globalen V-Day-Bewegung, die 1998 von der New Yorker Künstlerin Eve Ensler ins Leben gerufen wurde. Seitdem ist der 14. Februar nicht nur Valentins-, sondern auch V-Day. I Red.



Die Grüne Bildungswerkstatt Minderheiten unterstützt die Europäische Bürgerinitiative

Minority SafePack







Meine Sprache ist Teil der **Vielfalt** Europas! 66

http://www.minority-safepack.eu



Urban Exploring Hobby oder Hausfriedensbruch?

/// er hat als Kind nicht gerne Entdecker gespielt und sich vorgestellt, Höhlenforscher oder Abenteurer zu sein und unbekannte Orte zu erforschen? Manche Erwachsene setzen diese Fantasien auch heute noch in die Tat um, nur erkunden sie statt Höhlen Gebäude und Orte, die aus dem Stadtbild "gefallen" sind und nicht mehr benutzt werden. "Urban Exploring" nennt sich diese Form des Erforschens.



Verlassene Hallen, zerbrochene Fenster, schiefhängende Jalousien, grün überwucherte Wege und Mauern. Sie sind öfter anzutreffen als man denkt, aber meist nicht offen erkennbar oder im Bewusstsein der Stadt verankert: Verlassene Häuser und Plätze, sogenannte "Lost Places". Ihnen wohnt eine Faszination inne, die dem geregelten und kontrollierten Ablauf des Stadtalltags entgegensteht: Einsamkeit, Freiheit, eine Art unerforschtes Terrain, das es zu erkunden gilt.

Rund um die Welt entdecken Menschen ihre Leidenschaft für die "Lost Places" ihrer Städte und Umgebung, besuchen und fotografieren sie, tauschen sich in Foren aus. "Urban Exploring" nennt sich dieses "Hobby", das auch in Österreich seit ein paar Jahren vermehrt praktiziert wird. Was genau ist nun "Urban Exploring" und wie wird es gemacht?

Beim "Urban Exploring" handelt es sich um das Erkunden von Städten, allerdings abseits touristischer Attraktionen, dem öffentlichen Verkehr oder überhaupt frei zugänglicher Wege. Es geht darum, verlassene Gebäude oder Plätze, "Lost Places", wie sie in diesem Zusammenhang genannt werden, zu finden und zu besuchen. Danach wird ein Foto gemacht, um den Aufenthalt zu dokumentieren und die Stimmung einzufangen. Urban Explorer wollen die Stadt auf eine Art und Weise erfahren, wie sie sonst nicht wahrgenommen wird. So weit, so einfach. Oder doch nicht? Nun ja, dieses "Hobby" hat den einen oder anderen Haken und ist auch nicht ganz ungefährlich. Immerhin handelt es sich hier nicht um geführte Touren oder öffentliche Wege, die man einfach betreten kann. Es gilt zwei Dinge zu beachten: Einerseits werden verlassene

Gebäude nicht mehr gepflegt und gewartet, und andererseits heißt verlassen noch lange nicht, dass es keine rechtlichen Ansprüche mehr gibt. Jeder und Jede, die also einen Lost Place besuchen möchte, muss an die eigene Sicherheit denken; morsche Böden und Mauern, potenzielle Einsturzgefahr, freiliegende Stromkabel, Nässe, Schmutz, tote Tiere, und vieles mehr.

Deshalb gibt es auf jeder Homepage, jedem Blog und jedem Forum, das sich ernsthaft mit Urban Exploring beschäftigt, deutliche Sicherheitshinweise sowie eine Beschreibung der Grundausrüstung, die Mann und Frau mitbringen sollten. Festes Schuhwerk, gute Taschenlampen, warme Kleidung, Handschuhe sowie unter Umständen Messer werden empfohlen. Mensch tauscht sich in Foren untereinander aus, welches Werkzeug am besten für die "Expedition"

geeignet ist. Wie gesagt, die Lost Places sind nicht wirklich frei zugänglich, aber meistens finden Urban Explorer mit Geduld und nach gründlicher Recherche einen Zugang ohne solche Hilfsmittel. Dennoch ist das Betreten leerstehender Gebäude deshalb noch lange nicht legal. Ob Strafen anstehen, wenn mensch erwischt wird und wie hoch sie sind, ist allerdings schwer zu sagen. Laut einem Artikel im Standard vom Juni 2016[1] befinden sich Urban Explorer rechtlich gesehen in einer Grauzone: Sachbeschädigung ist es nur dann, wenn vorsätzlich ein Gegenstand wie Tür oder Zaun beschädigt wurde, ansonsten ist das Betreten nicht strafrechtlich verfolgbar und das Privatrecht tritt in Kraft, was eine Besitzstörungsklage zur Folge haben kann.

Abgesehen von diesen Gefahren gibt es auch Regeln zu beachten, vor allem eine, ganz

nach dem Motto des Urban Exploring: Take nothing but pictures, leave nothing but footprints. Die Lost Places sollen zwar erforscht und dokumentiert werden, aber es darf nichts verändert und nichts mitgenommen werden. Die ursprüngliche Verfassung des Ortes soll erhalten bleiben, Vandalismus ist ein absolutes No-Go Die Easzination lieut auch im Finden und Entdecken und nicht im "Aneignen" der Umgebung, jede und jeder echte Urban Explorer zeigt Respekt vor den Lost Places. Deshalb werden die Plätze, die fotografiert werden, oft nicht öffentlich benannt oder zumindest nur innerhalb der Community, damit einem "Massenansturm" und vermutlich damit einhergehender Zerstörung Einhalt geboten wird.

Aber warum das alles überhaupt? Die Gründe sind vielfältig. Neugierde und ein gewisser Adrenalinkick sind wohl die Hauptmotivationen, aber für manche ist es auch ein politischer Akt: das Zurückerobern der Stadt, das Entfliehen der Regulierung und der vorgegebenen Wege, die die meisten Menschen geleitet und eingepfercht in Menschenmassen täglich im Alltagstrott beschreiten

In Wien sind die "78er" - das

"Institut für Stadterkundung Wien", wie sie sich auf ihrem Blog nennen – die Vorreiter und "Koryphäen" auf diesem Gebiet. Sie geben auf stadterkundung.wordpress.com einen Einblick in ihre Motivation und ihre Philosophie:

"Wir erkunden verlassene und unzugängliche Orte in Wien und Umgebung und dokumentieren diese photographisch. Diese zum Teil sehr unterschiedlichen Orte, wie dem Verfall freigegebene Fabriken, herrenlose Villen, verlassene Bürogebäude, verwaiste Kinderheime, Baukräne und Tunnel unter der Stadt, haben oft einen ganz besonderen Charme. So haben verfallene Gebäude eine besondere Ästhetik, gerade wenn sich die Natur ihren Weg zurückbahnt, ist das sehr eindrucksvoll. Andere Orte bestechen durch einen wunderbaren Ausblick über die Stadt. Prinzipiell bleiben sie dem alltäglichen Blick meist verborgen, keine oder nur sehr wenige Leute bekommen sie zu Gesicht. Viele dieser Orte haben ihre ursprüngliche Funktion verloren und die Zeit scheint dort stillgestanden zu sein. Dies steht im Kontrast zu einer sonst sehr durchfunktionalisierten Stadt in der öffentlicher Raum einer fortschreitenden

Kommerzialisierung unterliegt. Wieder anderswo werden Plätze umfunktioniert und z.B. von Graffiti-MalerInnen oder Obdachlosen weitergenutzt. Mit der Zeit verändert sich die Wahrnehmung der Stadt und man geht mit geschärftem Blick durch die Stadt, auf der Suche nach neuen Orten, die es zu erkunden gilt. Wir erkunden die weißen Flecken der Stadt, schauen hinter ihre Kulissen, die vielleicht nicht für die Öffentlichkeit hestimmt sind. Für unser Tun bedarf es sicher einer großen Portion Neugier. Viele schauen sich schon als Kinder verlassene Häuser oder Fabriken an. Mit der Zeit geht dieser kindliche Entdeckerdrang wieder verloren, um vielleicht später wiedergefunden zu werden, bei uns mit dem Ziel der photographischen Dokumentation."

Ist Urban Exploring nun eher eine politische Tat oder bloßes Hobby mit Adrenalinzusatz? Die Frage wird schwer zu beantworten sein und hängt stark vom jeweiligen Standpunkt ab. Für viele stehen wohl Neugierde und "Forscherdrang" im Vordergrund. Auch die Fotos als Erinnerung haben einen touristischen Touch. Gleichzeitig kann man das Erkunden ehemals hewohnter Orte und das Festhalten ihres Zustands und des Beweises, dass es hier einmal sehr wohl Leben gab, als eine Art von Geschichtserkundung betrachten. Die Touren

können dazu anregen, über die Geschichte der Gebäude und der Stadt selbst nachzudenken auch darüber was nun eigentlich mit verlassenen Häusern passiert und ob es nicht sinnvoller wäre, sie zu nutzen, anstatt sie verfallen zu lassen. Letzteres fällt aber in die Verantwortung der Politik und der Gesellschaft als Ganzer und wird nicht von einzelnen Explorer_innen geklärt werden. Ein weiterer Punkt ist das Bewusstwerden des Verfalls, der wiederum Veränderungen im Stadtbild bewirkt. Was früher belebt und vielleicht wichtig war, ist nun im Begriff zu vergehen, und das kann jedem Gebäude und Ort passieren, unabhängig von Ökonomie und Status.

Trotz aller tiefergehenden Motive, die Urban Exploring rechtfertigen und sogar eine politische Bedeutung geben können, bleibt dennoch der Hauch der Sensation und des puren "Erkunden um des Erkundens willen" Die 78er' sind sich dessen bewusst. In einem Interview im Kurier vom Juni 2014^[2] gestehen sie ein, dass ihr "Hobby" auch ein "Wohlstandssyndrom" und vor allem in "hochpolierten" Städten wie Wien etwas Außergewöhnliches sei. Somit schaffen die äußeren Lebensumstände. einer Stadt erst die Möglichkeit des Urban Exploring - mit allen positiven und negativen Seiten.

 $^{\rm III}$ http://derstandard.at/2000036180638/Urban-Exploration-Unerlaubtdie-Stadt-entdecken

Der Beitrag "Urban Exploring" wurde als zweiter Teil der Sendung "Schulbeginn während der NS-Zeit" am 19. September 2017 bei Radio Orange 94,0 ausgestrahlt und ist im Sendungsarchiv unter <u>www.radiostimme.at</u> abrufbar.

Claudia Schweiger ist Redakteurin bei Radio Stimme.



das politische magazin abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet www.radiostimme.at

Wien Orange 94.0

Innsbruck FREIRAD
Graz Radio Helsinki
Kärnten / Koroška Radio AGORA
Bludenz Radio Proton
Salzburg Radio froton
Linz Radio FRO
Salzkammergut Freies Radio Salzkammergut
Kremstal Freies Radio B138

¹²¹ https://kurier.at/freizeit/urban-exploring-ueber-den-wolken-wiens/71.788.437



Dosla sauce iz Novag Travuita sa discour i sa torkicou proto racuscua da spassar eauxo discu, u stau sau ets se uselila treca po redu oduesque ja sva sto se moglo u rutoma odusti Oscue krapcii strako, e ja sauc ostavila camisstra staur i sav svoj zivot leila sau tame o 19 godica dosla sau ordje eto sace morala Saljen ti dokamentacije toja sam uasla i sve slike, ja li aila svetua kad bih meni ueka poslao Buy slike zate sam et i zadrzale i cuvala i eve sada la sajeur. budita zivi i zaravi. taliko ad we eu e Spacecita

Spurensicherung

Die Erinnernde

Azra!

Ich kam aus Novi Travnik mit den Kindern und einer Schultertasche, nur um die Kinder zu retten. In deine Wohnung bin ich als dritte eingezogen. Aus der Wohnung war alles weggetragen, was in den Händen zu tragen war, außer sperrigen Sachen. Ich habe [in Novi Travnik] auch meine möblierte Wohnung und mein ganzes Leben [...] gelassen, ich war dort 19 Jahre. Ich kam hierher, weil ich musste. Ich schicke dir die Dokumentation, die ich vorgefunden habe, und alle Fotos. Ich wäre glücklich, wenn mir jemand wenigstens meine Fotos schicken würde, deshalb habe ich deine behalten, nun schicke ich dir alles. Bleibt wohl und gesund, so viel von mir.

Spomenka [1]

zra Merđzan erhielt diesen Brief im Sommer 1993. Zu diesem Zeitpunkt lebte sie in Wien. Ein Jahr zuvor war sie gemeinsam mit ihren beiden Kindern – nach einer Zwischenstation im Flüchtlingslager im kroatischen Tučepi - hierher geflüchtet. Dem Brief waren persönliche Dokumente und Fotos beigelegt. Spomenka (ihr Nachname ist nicht bekannt) hatte diese in Merdzans ehemaligem Zuhause im zentralbosnischen Donji Vakuf vorgefunden und - zum Glück - aufbewahrt. Durch Vermittlung eines in Wien lebenden Arbeitsmigranten, der aus einem Dorf nahe Donji Vakuf stammte und im Sommer 1993 nach Zentralbosnien gereist war, erhielt Azra Merđzan die Fotos und Papiere zurück.[2] Spomenka wusste um ihre Bedeutung, hatte sie doch selbst, wie sie im Brief beschreibt, alles verloren. Sie und ihre Kinder waren jedoch nicht die erste Familie gewesen, die nach Azra Merðzans Vertreibung aus der Stadt im Jahr 1992 deren Wohnung bezogen hatte.

Im Krieg waren die beiden Frauen aufgrund ihrer Herkunft unterschiedlichen Kriegsfronten zugeteilt: Spomenka war Bosnierin serbischer Herkunft aus Novi Travnik und Azra Merdzan Bosnierin muslimischer Herkunft aus dem etwa 40 Kilometer entfernten Donji Vakuf. Sie sollten sich nie im Leben persönlich begegnen. Dennoch teilten sie ein ähnliches Schicksal: die gewaltsame Vertreibung aus ihrem Zuhause als Folge ethnischer Säuberungen im Zuge des Bosnienkrieges sowie ihre Verluste.

 $^{\rm til}$ Dank an Jasmina Janković für die Übersetzung. Für die bessere Lesbarkeit wurde teilweise sinngemäß übersetzt.

Der weitere Lebensverlauf von Spomenka ist nicht bekannt. Azra Merdzan, die ihre Wohnung in Donji Vakuf im Jahr 1996 zurückerhalten sollte, baute für sich und ihre Kinder mit vielen Mühen und Entbehrungen eine neue Existenz in Wien auf. 1994 konnte sie – dank der im Jahr zuvor erhaltenen Dokumente (unter anderem auch Zeugnisse) – ihr in Jugoslawien absolviertes Studium der Sozialpolitik und Sozialarbeit in Österreich nostrifizieren lassen.

Schon vor dem Krieg dokumentierte Azra Merdzan ihr Leben, indem sie Tagebuch schrieb und ihre beruflichen Tätigkeiten, unter anderem als Leiterin des Zentrums für Sozialarbeit in Donji Vakuf, festhielt. Durch den Krieg ging die Dokumentation eines zentralen Lebensabschnittes verloren. Dieser Verlust und die Erfahrungen der gewaltsamen Vertreibung haben, so Azra Merdzan, mit dazu beigetragen, dass sie nicht nur ihr neues Leben als Geflüchtete in Wien zu dokumentieren begann, sondern auch das Schicksal ihrer Landsleute, die im Zuge des kriegerischen Zerfalls Jugoslawiens hier Zuflucht fanden. Frau Merdzan betreute viele von ihnen im Rahmen ihrer ehrenamtlichen und hauptberuflichen Tätigkeit als Sozialarbeiterin. In ihrem persönlichen Archiv finden sich etwa Listen, die Besuche Merdzans in verschiedenen Flüchtlingsheimen in Wien und Niederösterreich sowie das Leid und die Bedürfnisse ihrer Bewohner_innen dokumentieren. Manche der Geflüchteten konnte sie dazu animieren, selbst zum Stift zu greifen und ihre Geschichte aufzuschreiben. Darunter befanden sich jugendliche Flüchtlinge, die sie im Rahmen ihrer Tätigkeit beim Berufsförderungsinstitut Wien unterrichtete, aber auch Überlebende von Vergewaltigung, Folter und Lager.

Doch in der österreichischen Gesellschaft war abseits der medialen, zeitlich begrenzten Kriegs- und Flüchtlingsberichterstattung kaum Platz für diese Geschichten: "Das wollte niemand wissen. Wir mussten sofort Migranten werden und arbeiten."^[3] Aus ihnen wurden "gute Mitarbeiter am Arbeitsplatz, gute Menschen in der Schule und gute Freunde", die in vielen Fällen nicht über ihre traumatischen Erfahrungen im Krieg und als Flüchtlinge sprechen konnten. Jetzt, 25 Jahre später, kommen ehemalige Klient_innen aus den Flüchtlingsheimen zu Azra Merđzan in die Familienberatungsstelle des Bundesministeriums für Familie und Jugend, "Großeltern mit unbearbeiteten Traumata, Enkel mit übertragenen Traumata."

Für Azra Merdzan hat der Prozess des Aufschreibens und Dokumentierens nicht nur eine therapeutische bzw. heilende Wirkung für die Betroffenen, sondern auch die Funktion der Zeugenschaft, damit diese Geschichte nicht vergessen wird und sich in Zukunft nicht wiederholt. Auch der Brief Spomenkas, jener Frau mit dem durchaus symbolträchtigen Namen¹⁴⁾ – der auf das Gebot der Erinnerung verweist –, stellt ein solches, wichtiges Zeugnis dar.

Die Recherche zu diesem Text fand im Rahmen des Projektes "Fluchtpunkt Wien. Die jugoslawische Diaspora im Wien der 1990er Jahre" für das Wien Museum statt.

¹²³ Azra Merdzan bat den Arbeitsmigranten, bei seiner Reise nach Donji Vakuf nachzuschauen, wer nun in ihrer Wohnung lebte und – sofern diese noch vorhanden waren – ihre zurückgelassenen persönlichen Dokumente und Fotos mitzunehmen. Sie gab ihm 650 Schilling für diese Hilfestellung, 300 davon gingen an Spomenka. Das Geld hatte sich Merdzan mit Putzjobs mühsam zusammengespart.

^[3] Interview mit Azra Merdzan, Wien am 24.7.2017.

¹⁴¹S. a.: Weibliche Ableitung von *spomenak*: Vergissmeinnicht-Blume; etymologisch verwandt mit *spomen*, die Erinnerung bzw. das Andenken.

Lektüre

Made in Germany. Was ist deutsch in Deutschland?

JAGODA MARINIĆ

HOFFMANN UND CAMPE

Made in Germany, Was ist deutsch in Deutschland? Von: Jagoda Marinić Hamburg: Hoffmann und Campe 2016 176 Seiten; EUR 16,-ISBN: 978-3-455-50402-6

Aus dem Gast wurde ein Deutscher

Tach ihren erfolgreichen Erzählbänden und einem Romandebüt befasst sich Jagoda Marinić in ihrem jüngsten Buch mit dem Selbstverständnis Deutschlands als Einwanderungsland, das nie eines sein wollte.

Die Leiterin des Interkulturellen Zentrums in Heidelberg und taz-Kolumnistin setzt ihre Überlegungen im Hier und Jetzt an - ein Jahr nach dem Sommer der Flucht. Sie rekapituliert die Ereignisse vom Sentember 2015 und erinnert an die herzlich um sich greifende Willkommenskultur, von der ganz Deutschland für eine Weile ergriffen war.

Doch das Anliegen der Autorin wird schnell deutlich. Jetzt. wo Deutschland erneut vor den Herausforderungen einer gelungenen Integration steht, möchte sie die Aufmerksamkeit von den Neuankömmlingen auf die Alteingesessenen lenken. Konkret: Was waren die Fehler bei der Integration der sogenannten Gastarbeiter und was kann man heute besser machen?

Eine Frage, die Marinić in die Wiege gelegt wurde. 1977 wird sie als Tochter von kroatischen Einwanderern im schwäbischen Waiblingen geboren. Erste Erfahrungen mit der Macht der Sprache und der Fremdbestimmung macht die Autorin bei der Immatrikulation für ihr Lehramtsstudium. Obwohl in Deutschland geboren, wird sie aufgrund

die ihr von den Eltern übertragenen kroatischen Staatsbürgerschaft als Bildungsinländerin verzeichnet: eine irritierende Erfahrung.

Also arbeitet sich Marinić an der Definition des Deutschseins ab und hinterfragt, ab wann Eingewanderte als deutsch gelten. Einfühlsam richtet sie den Blick auf das Schicksal der Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter. Es gelingt ihr, die verschiedenen Stufen der Fremdbestimmung zwiebelschalenartig zu zerlegen:

"Der Gast, der Geduldete, der Ausländer, Eingebürgerte, der Eingewanderte, der Deutsche mit Migrationshintergrund. Es ist, als wollte die Kette nicht enden, nur um nicht sagen zu müssen: Aus dem Gast wurde ein Deutscher. Seine Kinder sind Deutsche. Deutsche sind plötzlich anders, als wir es kannten."

Marinić benennt die Macht der Sprache. Wer hat die Deutungshoheit über die Sprache? Warum kann man nicht selbst bestimmen, als was man bezeichnet werden möchte?

"Ich fühle mich anders als Gast oder Ausländer. Ich fühle mich anders als Fremder oder Eingebürgerter. Jeder Name, der mir gegeben wird, ist auch ein Spiegel, der mir entgegengehalten wird. Insofern ist diese Benennungsmacht der Mehrheitsgesellschaft deshalb so gewaltig, weil sie dem, der benannt wird, den Namen, der ihm gegeben wird, zur Lebensaufgabe macht.

Die Autorin scheut sich nicht. Kritik an dem Altkanzler Helmut Schmidt zu üben, der sich sichtlich schwer tat, Deutschland als Einwanderungsland anzuerkennen. Einem Zitat, das dem Altkanzler zugeschrieben wird - wer Visionen hat, der soll zum Arzt gehen - setzt sie aekonnt die Perspektive der Einwanderer gegenüber:

"Das tägliche Brot der Einwanderer war nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft. Daher liegt ein Teil ihres Glücks, des Gelingens ihres Versuchs von einem hesseren Leben, auch in den Händen der Folgegeneration, ihrer Kinder."

Ein Plädoyer für Selbstbestimmung der Eingewanderten gegen die Wortungetüme der Mehrheits-

Zsaklin Diana Macumba



Facetten von Flucht aus dem Nahen und Mittleren Osten. Von: Susanne Binder und Gebhard Fartacek (Hg.) Wien: facultas 2017 320 Seiten; € 24,90 ISBN: 978-3-7089-1452-7

Perspektivenwechsel

er Sammelband kombiniert Blickwinkel aus diversen Disziplinen auf Ursachen und Folgen von Flucht. Unter Hinzuziehung historischer und politischer Ereignisse führt die Lektüre nicht nur zu einem tieferen Verständnis des Status quo, sondern ermöglicht auch ein Nachempfinden der ernsten Lage von Flüchtlingen.

Das Werk "Facetten von Flucht aus dem Nahen und Mittleren Osten" hebt sich insofern von anderen Schriften ab als es die Homogenisierung von Gruppen und monokausale Begründungen für komplexe Phänomene bewusst meidet. Stattdessen liefern die Beiträge aus sozialanthropologischer und interdisziplinärer Sichtweise plausible Erklärungsansätze, wie es zu aktuel-Ien Kriegsgeschehnissen in Syrien und Afghanistan kommen konnte. Es wird deutlich, dass nicht ein Auslöser per se verantwortlich gemacht werden kann, sondern dass jeweils unterschiedliche Faktoren zusammenwirken. Dabei wird bis auf die Abspaltungen gewisser Religionsgemeinschaften und Staatenbildungen zurückgegangen.

Der Sammelband stellt auf anschauliche Weise dar, wie politische Konflikte zu persönlichen Dilemmata führen können. So sollen vor dem Krieg ethnisch-religiöse Differenzen kaum eine Rolle gespielt haben. Im Zuge der Kriegsgeschehen wurden allerdings den Bürger/innen Positionierungen

nahezu abverlangt. Gleichzeitig werden gedachte Zugehörigkeiten von Seiten der nolitischen Akteure oftmals für eigene Zwecke instrumentalisiert.

Durch qualitative Interviews kommen die Betroffenen selbst zu Wort. Viele Menschen, die unfreiwillig in das Geschehen miteinbezogen wurden, sahen sich aufgrund politischer Machtspiele gezwungen, ihr Land zu verlassen. Den Ansässigen rechtlich nicht gleichgestellt, erwartet sie im Fluchtland ein niedrigerer gesellschaftlicher und ökonomischer Status.

Das Buch thematisiert zudem, wie es den Syrer/innen auf der Flucht erging und wie die medial transportierten Bilder beim Umgang mit ihnen eine tragende Rolle spielen. Im Aufnahmeland selbst können Akkulturationsstress, Verlusterfahrungen und Posttraumatisierungen die Adaption an die neue Situation noch zusätzlich erschweren. Dennoch wird abermals nachdrücklich darauf hingewiesen, dass Asylsuchende keine passive Masse sind, sondern

würdevolle Individuen, die versuchen, das Beste aus unerwarteten Lehenswendungen zu machen

Sehr hilfreich in diesem Zusammenhang ist der Verweis auf die Arbeit von Hilfsorganisationen, deren Mitarbeiter/innen als Vermittler/ innen und Informant/innen den geflüchteten Menschen einigermaßen Stabilität bieten. Zudem werden förderliche Projekte zur Einbindung und Partizipation von Flüchtlingen in der Mehrheitsgesellschaft auf lokaler bzw. nationaler Ebene präsentiert.

Das Werk legt nahe, wie wichtig es ist, Informationen nicht aus einseitigen Quellen zu beziehen, sondern mannigfaltige Aspekte in das Gesamtbild einzubinden. Die Publikation ist demzufolge nicht nur für Migrations- und Flüchtlingsforscher/ innen, sondern für alle empfehlenswert, die ihr Wissen in Bezug auf das Phänomen Flucht weiter vertiefen wollen

Magdalena Fellner

Erinnerungen an Exil und Verlust im privaten Album

ida Bakondy hat die Fotoalben der Wiener Hakoah-Schwimmerin Fritzi Löwy analysiert sie sind Erinnerungsstücke an Flucht, Exil und Holocaust.

Ein Gruppenfoto aus dem Ghetto. Aufgenommen 1941 im polnischen Ort Opole. Drei junge Frauen posieren vor der Kamera. Hinter ihnen sind Holzhütten zu sehen, sonst nichts. Das Bild ist kein schneller Schnannschuss vielmehr wirkt es wohlüberlegt und inszeniert. Und: Es entstammt nicht der nationalsozialistischen Propagandafotografie, die Hunger und Elend der verschleppten Jüdinnen und Juden einfangen sollte, um ihre "Minderwertigkeit" zu konstruieren. Das Foto wurde von den Bewohnerinnen des Ghettos selbst aufgenommen. Ein Lebenszeichen, das nach Hause geschickt wurde, um die Angehöriaen zu beruhiaen.

Das Bild klebt in einem privaten Fotoalbum, welches gemeinsam mit zwei weiteren Alben Mitte der 1990er Jahre auf einem Flohmarkt hei Wien entdeckt und der Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien übergeben wurde. Ursprünglich waren die Alben im Besitz der Wiener Hakoah-Schwimmerin Fritzi Löwy, einst Schwimmstar von Weltrang. In den 1920er und 1930er Jahren

stellte sie für den jüdischen Sportverein SC Hakoah Wien Rekorde auf. 1939 musste sie vor der Verfolgung durch die Nationalsozialisten nach Italien flüchten, später zu Fuß in die Schweiz. Nach Kriegsende emigrierte sie nach Australien und kehrte 1949 nach Wien zurück. In den von ihr gestalteten Fotoalben hält sie die Erinnerung an die eigene Flucht und die Jahre im Exil fest - und gedenkt ihrer vielen Familienmitalieder, die im Holocaust ermordet wurden. Die drei 1941 im Ghetto fotografierten Frauen waren Fritzi Löwys Nichten. Mit handschriftlich beigefügten Kommentaren wie "deportiert" oder in Mauthausen umgebracht" dokumentiert Löwy Blatt für Blatt, den Verlust ihrer Schwestern, Nichten, Schwager und Cousins

"Es sind Löwys Bildunterschriften, die das Nicht-Sichtbare im Bild, die Geschichte von Verlust Vertreibung und Ermordung als Folgen der nazistischen Gewaltherrschaft, so augenscheinlich machen", schreibt die Historikerin und Stimme-Knlumnistin Vida Bakondy. In ihrem aktuellen Buch Montagen der Vergangenheit hat sie den fragmentarischen Nachlass der 1994 verstorbenen Schwimmlegende zum Ausgangspunkt einer Spurensuche genommen. In Schweden, den USA und Australien stieß sie auf Briefe und Postkarten. Sie traf noch lebende Verwandte, die ihr halfen, die Geschichten hinter der Rildoherfläche zu rekonstruieren. "Ich kann es nicht verarbeiten, ich kann es nicht verkraften", sagte Löwy über den Holocaust und seine Folgen im einzig überlieferten Interview, das Mitte der 1980er Jahre im Rahmen eines Oral-History-Projekts des DÖW geführt wurde Fritzi Löwys Entnalhen bebildern den Verlust und erzählen vom Weiterleben danach. Sie sind visuelle Gegenentwürfe, die der Vielzahl an Bildern aus der Perspektive der Täter gegenüberstehen. Auch darin liegt ihre Bedeutung für die Geschichte. Vida Bakondy hat mit ihrer mehrfach ausgezeichneten umfassenden wissenschaftlichen Bearbeitung der Hinterlassenschaft von Fritzi Löwy etwas von diesem neuen Erinnerungsrepertoire in die Gegenwart hinübergerettet.

Christine Tragler







Montagen der Vergangenheit. Flucht, Exil und Holocaust in den Fotoalben der Wiener Hakoah-Schwimmerin Fritzi Löwv. Von: Vida Bakondy Göttingen: Wallstein 2017 288 Seiten; EUR 38,-ISBN: 978-3-8353-3094-8

Neoliberalisierung von Migration

as Journal für Entwicklungspolitik (JEP) wird vom 1981 gegründeten Mattersburger Kreis herausgegeben, der sich als Dachverband für entwicklungspolitische Forschung und Lehre an österreichischen Hochschulen versteht. Im vorliegenden Band wird in insgesamt vier Schwerpunktartikeln und zwei Essays zum Thema "Migrationsmanagement" gearbeitet.

Programmatisch für das JEP ist die Bearbeitung und Befragung von unterschiedlichen nolitischen Themen von den prekarisierten Rändern der Gesellschaft her. Im Band zu Migrationsmanagement spielen Diskursverschiebungen innerhalb des österreichischen Migrationsregimes in den letzten 50 Jahren eine wesentliche Rolle. Es gibt keine klassische Einleitung, dafür haben Sara de Jong Trene Messinger Theresa Schütze und Gerd Valchars einen längeren ersten Artikel geschrieben, der den "Praktiken, Intentionen und Interventionen" des Migrationsmanagements gewidmet ist und die in ihm verwirklichten ökonomischen Interessen expliziert.

Darauffolgt eine Analyse des österreichischen "(Post-)Gastarbeiterregimes" von Irene Messinger und Viktoria Ratkovic als Gegengeschichtsschreibung verbreiteter Mythen zur Gastarbeit. Gerd Valchars entdeckt in seinem Artikel über Erwartungen an Zuwanderer_innen Verwerfungen in den Verschränkungen von Staatsbürger_innenschafts- und Migrationspolitik und konzeptualisiert den

Diskurs um den "hohen Wert" der österreichischen Staatsbürger_innenschaft im Kontext restriktiver Ausschlussmechanismen in der Gesetzgebung.

In Sara de Jongs und Petra Danneckers englischsprachigem Beitrag wird die Internationale Organisation für Migration(IOM)Gegenstandeineskritischen Einordnungsversuchs. De Jong und Dannecker geben dabei einerseits einen historischen Überblick über die Tätigkeiten und das Selbstverständnis der IOM und analysieren die Kampagne "i am a migrant" als mediale Inszenierung im Kontext eines Maßnahmenbündels des Migrationsmanagements der IOM. Denn diese bemüht sich einerseits, den medialen Diskurs zu Migrant_innen "menschlicher" zu machen und gegen Hetze aufzutreten. Andererseits fügt sich ein Großteil ihrer Arbeit friktionsfrei in das neoliberale Paradigma des Migrationsmanagements oder arbeitet ihm gar zu, wenn etwa vom "tripple win" zwischen Herkunfts-, Zielland und Migrant_innen die Rede ist, der politische und ökonomische Machtverhältnisse ausblendet.

Die Essays von Sandra Stern bzw. Franziska Kusche und Theresa Schütze gehen abschließend auf die wichtige Rolle von Gewerkschaften im Kampf für die Rechte undokumentierter Arbeiter_innen in Österreich sowie auf die Kriminalisierung von Fluchthilfe ein, wobei der letztere Essay seine Argumente nicht hinreichend unterfüttert.

Die Stärken des Buches liegen jedenfalls in der Aktualität des herangezogenen Analysematerials und auch in seinem Aufbau. Selten gelingt es so gut wie hier, ein Gefüge von Texten verschiedener Menschen so zu schreiben und anzuordnen, dass ein gemeinsames Thema aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln besprochen werden kann, ohne dass die Gefahr besteht, dass das Buch in Einzelbearbeitungen zerfällt. Man kann die einzelnen Texte gut aufeinander beziehen, sie sind mehrheitlich in präzisem Wissenschaftsdeutsch geschrieben und laden ein, in Kämpfen um menschwürdige Migration in Stellung gebracht zu

Melanie Konrad



Journal für Entwicklungspolitik XXXIII 1-2017 Migrationsmanagement. Praktiken, Intentionen, Interventionen, Von: Sara de Jong, Irene Messinger, Theresa Schütze, Gerd Valchars Wien: Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den österreichischen Universitäten 2017 127 Seiten; EUR 11,90 ISBN 978-3-902996-12-1

Stimme 106 >>> Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Gedenkjahre

Das Achter-Jahr 2018 ist ein Jahr der Jubiläen: 100 Jahre Ausrufung der Republik und 100 Jahre Frauenwahlrecht. 50 Jahre Student_innenbewegung und 40 Jahre Zwentendorf. Und nicht zuletzt 80 Jahre sogenannter Anschluss, März- und Novemberpogrome sowie Errichtung des Konzentrationslagers Mauthausen.

Wir sind gewohnt, historische Erinnerung anhand runder Daten zu strukturieren. Zu trauern, feiern, forschen, neu darzustellen und auszustellen. In der nächsten Stimme-Ausgabe befassen wir uns mit Chancen und Gefahren der Gedenkjahre mit besonderer Berücksichtigung von Österreichs nationalsozialistischer Vergangenheit.

stimme

mme Abonnieren!

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit über 25 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 300 davon sind zahlende AbonnentInnen. Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der Initiative Minderheiten bekommen Sie die **stimme** kostenlos. Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

		No of the control of	CII.
Ich möchte ein	stimme-Jahres-Abo bestellen	☐ Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden	
Ich möchte ein	stimme-Zweijahres-Abo bestellen	Lch möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werd	len
Vorname(n):		Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand: Inland EUR 20,- Ausland EUR 30,- Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,- Ausland EUR 58,- Mitgliedschaft: EUR 25,-	
Adresse:		Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,- Aboverwaltung: Kai Kovrigar Tel. & Fax: (+43 I) 9669001 abo@initiative.minderheiten.at www.initiative.minderheiten.at	
Adresse:		abo@initiative.minderheiten.at	

Sozialministeriumservice





Sie möchten

- Menschen mit Behinderungen in Ihrem Unternehmen einstellen?
- Jugendlichen mit Benachteiligungen eine Chance geben, am Arbeitsmarkt Fuß zu fassen?

Sie haben Fragen zu

- entsprechenden Unterstützungsangeboten?
- finanziellen Förderungen und Zuschüssen?
- rechtlichen Rahmenbedingungen?

Das Sozialministeriumservice informiert Sie, wie mit Förderungen und kostenlosen Unterstützungsleistungen die Inklusion von Menschen mit Einschränkungen in der Wirtschaft erfolgreich umgesetzt werden kann.

Erfolgsbeispiele von Unternehmen wie der Generali Gruppe Österreich, Starbucks, WISAG, Magna STEYR AG & Co KG, das LKH Univ. Klinikum Graz oder die Karl-Franzens-Universität Graz liefern dafür die entsprechenden Beweise.

Welche Unterstützungsmöglichkeiten gibt es?

Unter der Dachmarke NEBA – Netzwerk Berufliche Assistenz hat das Sozialministerium-service fünf Unterstützungsleistungen (Jugendcoaching, Produktionsschule, Berufsausbildungsassistenz, Arbeitsassistenz und Jobcoaching) zusammengefasst, die österreichweit von über 180 Anbieter /innen umgesetzt werden. Zielgruppe sind Menschen mit Behinderung, sozial benachteiligte Personen, insbesondere ausgegrenzte bzw. von Ausgrenzung gefährdete Jugendliche und Unternehmen, die diese Personen beschäftigen.

Wenn Sie offen für eine Beschäftigung von Menschen mit Einschränkungen sind, werden Sie Teil dieses Netzwerkes. Eine Partnerschaft ist von großem Vorteil, weil die NEBA-Organisationen die von ihnen betreuten Personen durch Beratung, Schulung und Training fit für den Arbeitsmarkt machen.

Infos unter: www.neba.at





Fokus Wirtschaft

inklusiv" innovativ

Die von Sozialministeriumservice in Kooperation mit der WKO 2016/2017 in ganz Österreich durchgeführte Veranstaltungsreihe FOKUS WIRTSCHAFT informiert Unternehmen, wie mit Förderungen und kostenlosen Unterstützungsleistungen die Inklusion von Menschen mit Einschränkungen in der Wirtschaft nachhaltig und erfolgreich umgesetzt werden kann.

Inklusion ist aber nicht nur umsetzbar, sondern kann auch neue unternehmerische Akzente setzen. Dies zeigt z.B. die Beschäftigung eines blinden Waschmaschinenverkäufers, der bei Mediamarkt Kunden und Kundinnen mit seinem Wissen zu begeistern versteht, oder auch die Marienapotheke in Wien, die mit der Beschäftigung eines gehörlosen Apothekers neue Gruppen von Kunden und Kundinnenansprechen konnte.

Auch 2018 gibt es wieder Veranstaltungen in einzelnen Bundesländern.

Infos unter:

https://www.fokus-wirtschaft.at/







nächste **Stimme** erscheint im März 2018

BUNDESKANZLERAMT OSTERREICH

BMB



WIEN KULTUR

